

JULI 1926
HEFT 10
2. JAHRGANG
BERLIN

1 MARK

U F F U



Landesbibliothek
29 NOV. 1961



REISEGEPÄCK-VERSICHERUNG

EUROPÄISCHE Güter- und Reisegepäck-Versicherungs-Aktiengesellschaft

BERLIN SW 48

Wilhelmstraße 35

KÖLN

Hohestraße 144-146

MÜNCHEN

Theatinerstraße 17

Die an den Gepäckschaltern der Bahnen mittels **Wertzeichen** erfolgte Versicherung des aufgegebenen Gepäcks gegen **Verlust, Minderung, Beschädigung** oder **Lieferfristüberschreitung** deckt den **vollen entstandenen Schaden** einschließlich des **entgangenen Gewinnes** (Aufenthaltskosten, Verdienstentgang usw. aus Ursache des Abhandenkommens, der Beschädigung oder der Lieferfristüberschreitung).

Mit unseren **Policen** wird das gesamte Gepäck (Hand- und aufgegebenes Gepäck) einschließlich der auf dem Körper oder in den Kleidern getragenen Gegenstände für **Reisen** zu Lande, zu Wasser oder auf dem Luftwege und für **Aufenthalte** außerhalb der ständigen Wohnung gegen **Verlust, Minderung** und **Beschädigung** versichert.

Fertige Policen sind an den Gepäckschaltern der **Bahnen**, beim **Mittleuropäischen Reisebüro (MER)** und bei den meisten anderen **Reisebüros**, bei den Agenturen der **Hamburg-Amerika Linie**, der **Internationalen Schlafwagen-Gesellschaft**, der Firma **Thos. Cook & Son**, bei zahlreichen **Hotels, Spediteuren** und sonstigen Stellen, sowie bei der **Gesellschaft** erhältlich.

Schäden werden auch bei den

EUROPÄISCHEN

in AMSTERDAM, BARCELONA, BELGRAD, BERN, BRÜSSEL, BUDAPEST, BUKAREST, HELSINGFORS, KONSTANTINOPEL, KOPENHAGEN, LISSABON, LONDON, LUXEMBURG, MADRID, OSLO, PARIS, PRAG, ROM, STOCKHOLM, WARSCHAU und WIEN reguliert.



*Schmuckes Heim
verlangt gute Pflege!*

Zierliche Vorhänge und Gardinen, Tischdecken und Kissenüberzüge, alles was zur Verschönerung Ihres Heimes dient, bedarf regelmäßiger und gründlicher Reinigung. Verwenden Sie hierzu die feinen LUX Seifenflocken, die Ihnen diese sonst nicht unbeschwerliche und heikle Arbeit zum Spiel machen. Dabei schonen Sie Farbe und Gewebe, ebenso Ihre Hände.



LUX
SEIFENFLOCKEN

SUNLICHT GESELLSCHAFT A.G. MANNHEIM-RHEINAU



**ALLE
PHOTOFREUNDE**

BETEILIGEN
SICH
AM

PHOTO-WETTBEWERB 1926

BARPREISE
IM BETRAG VON
55.000.— RM.

GENAUE BEDINGUNGEN IN DEN
„AGFA-PHOTOBLÄTTERN“
ERHÄLTICH IN JEDER PHOTOHANDLUNG
PROBEHEFT KOSTENLOS VOM VERLAG

AGFA / BERLIN SO 36



Auflösung

unseres Silben-Kreuzworträtsels
aus Uhu Nr. 9:

ME	LO	NE		LI	A	NE		TRA	PA	NI		MA	LA	GA	
NE		WA	SA		DRI			NA		MD	DE		LA		
LA	MA		MA	RI	A	GE		TA	MA	RIN	DE		PA	PA	
OS		NO	RA			RA	TI	BO			NA	SE		GOS	
	DU	MA					A					ME	RA		
AU		DE	MI			FER	RA	RA			ER	LE		BAR	
STRA	FE			KA	RA	WA	NE		BE	RE	SI	NA		ER	BE
LE		U	DO		GEN				BI		NI	GER		RI	
EN	TEM	TE		ZAHN	RAD	BAHN		A	NA	NAS		BER	NI	NA	

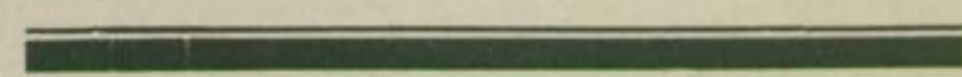


Auflösung

unseres „Uhu“-Anzeigen-Rätsels
aus Uhu Nr. 9:

M E E R E S S T R A N D

- „Kahlbaum“-Weinbrand = M
- „Teekanne“-Tee = E
- „Lignose“-Rollfilm = E
- „Punktroller“-Massageapparat = R
- „Dr. Dralle“-Birkenwasser = E
- „Mercedes“-Schuhe = S
- „Kalasiris“-Büstenhalter = S
- „Fortschritt“-Schuhe = T
- „gegenüber“-Kölnisch Wasser = R
- „Kaloderma“-Seife = A
- „Tradition“-Schokolade = N
- „Deinhard“-Sekt = D





Augenbrauen Bart

Augenbrauen müssen gleichmäßig, dicht behaart sein und in schönen Bogen verlaufen. Außerdem müssen die Wimperhaare vollzählig sein. Um Wimpern und Augenbrauen dichter und stärker zu gestalten, benutze man den in seiner Art unübertrefflichen (unabwaschbaren)

Eta-Augenbrauenbalsam

„Eta-Augenbrauenbalsam“ hat die Eigenschaft, die Haarpapillen anzuregen, zu durchbluten und besser zu ernähren, wodurch sich ein kräftigeres Haarwachstum einstellt. Augenbrauen und Wimpern werden allmählich dunkler und geben dem Gesicht besonderen Ausdruck und anziehenden Reiz. In gleicher Weise kann „Eta-Augenbrauenbalsam“ auch für den **Bart** benutzt werden, den er ebenfalls dunkler färbt und zu prächtiger Entwicklung bringt **Preis M. 2.—**

Weitere empfehlenswerte Artikel:

Lästiger Fettsatz. Doppelkinn, starker Leib und Hüften, unshöne Fesseln u. dicke Waden beseitigt „Eta-Zehrwachs“ wird in d. Fettzellen eingerieben M. 4.—
Lästigen Schweiß an d. Achseln und Füßen beseitigt „Eta-Fussbadlösung“ M. 2.50
Sommersprossen. „Eta-Maske“ beseitigt Sommersprossen gänzlich durch Sauerstoffwirkung M. 4.—
Prächtiger Haarwuchs. „Eta-Haarwuchsgallert“ fördert rapid d. Wuchs der Kopf- und Barthaare M. 2.50
Lästige Haare. „Eta-Haarzerstörer“ entfernt nicht die Haare, sondern bleicht und zersetzt und macht sie farblos und dünn, so dass sie nicht mehr sichtbar sind M. 5.—
Reizende Locken. Eine schöne Locke an der Wange macht jedes Gesicht reizvoll und interessant. „Eta-Kräuselgeist“ macht natürliche Locken und hält das Haar in lockerer Fülle, auch bei Transpiration. Preis M. 2.—

„Eta-Augenbad“ gibt strahlende Frische. Mit Wanne M. 2.50
Mitesser beseitigt man für immer mit d. „Eta-Mitesser-Entferner“ (D. R. G. M. 766976) mit „Eta-Lösung“ M. 2.50
Nasenröte. „Eta-Nasenbad“ lässt die Nasenröte vollständig verschwinden. „Eta-Nasenbad“ wirkt auf die Blutzellen zusammenziehend (verhind. Blutandrang M. 5.—
Unschöne Waden und Knöchel reduzieren Sie augenblicklich mit der unsichtbaren Seidenkautschukbinde. Preis für Knöchel M. 6.—, Preis für Waden M. 9.—
Schöne Formen. „Eta-Formenprikler“ kräftigt und befestigt die Brustgewebezellen. Schöne, volle Körperformen entwickeln sich M. 6.—
Magerkeit. Magere Personen erlangen durch „Eta-Tragol“ runde Körperformen und sofort Gewichtszunahme M. 2.50
Tätowierung. Muttermal. „Eta-Tropfen“ beseitigen Tätowierungen, Muttermale, Leberflecke und Warzen M. 3.50

Versand unauffällig per Nachnahme oder gegen Voreinsendung auf Postscheckkonto Berlin Nr. 43 634, Porto 30 Pf. extra.

„Eta-Chem. Fabrik“ G. m. b. H., Berlin-Pankow 307, Borkumstraße 2

Die Filmschauspielerin
Anna-Lisa Rytting



Die entzückende Frau

ist besonders stolz auf ihr wundervolles Haar, das sie regelmäßiger Haarpflege verdankt. Sie verwendet in weiser Vorsicht nur das Beste für die Kopfwäsche: Das unübertreffliche altbewährte

SCHAUMPON mit dem schwarzen Kopf

Schaumpon macht das Haar glänzend und seidenweich, gibt ihm lockeres, volles Aussehen und bestrickenden Duft.

Beim Einkauf achte man genau auf die Schutzmarke „Schwarzer Kopf“ und verlange kurz:

Schwarzkopf-Schaumpon



Uhu-Anzeigen-Rätsel



Die vorletzten Buchstaben der in diesen 10 „Uhu“-Anzeigen angepriesenen Waren ergeben einen beliebten Ballsport. Die Lösung finden Sie im August-Heft des „Uhu“.



und



Dir fehlt nur:

Täglich **2x1** Prise Aufbausalz = **1** ganzes Leben Jugend!

„Das Salz des Lebens“ ist ein vitaminhaltiges Nährsalz-Präparat, hergestellt nach den neuesten Errungenschaften der Vitamin-Nährsalz-Wissenschaft.

- Es schafft . . . gesundes, alkalireiches Blut.
- Es behebt . . . Müdigkeit, Abspannung, Unlust, Depression.
- Es kräftigt . . . Nerven, Muskeln, Haarwurzeln, Zahngewebe.
- Es erneuert . . . die Zellen und Gewebe.
- Es fördert . . . die Verdauung, den Blutumlauf, Stoffwechsel.
- Es reinigt . . . Nieren, Leber, Darm und Blase.
- Es bindet . . . die überschüssigen Säuren im Blut u. in den Organen.
- Es gibt . . . Kräftegefühl, Frohsinn, Wohlbehagen.
- Es ist geschmacklos, geruchfrei, angenehm zu nehmen.

Vitamin-Nährsalz-Gesellschaft m. b. H., Hamburg 36 D

Hohe Bleichen 11, Postscheck: Hamburg 53077 — Kostenfrei senden wir an jedermann auf Verlangen unsere interessante Broschüre.

Hitze macht schlaff, matt und krank, wenn man nicht widerstandsfähig ist. Die Bewegung des kleinen Fingers und das Atmen, so scheint es Dir, erzeugt schon Herzklopfen, Mattsein, Schwäche und Schwitzen. Aber nicht das Schwitzen ist ein schlechtes Zeichen, sondern allein Dein Befinden ist maßgebend. Der Sommer wäre eine Wohltat, wenn Du Dich fühltest wie „Er“.

Die täglichen kleinen Prisen Aufbausalz machen es!

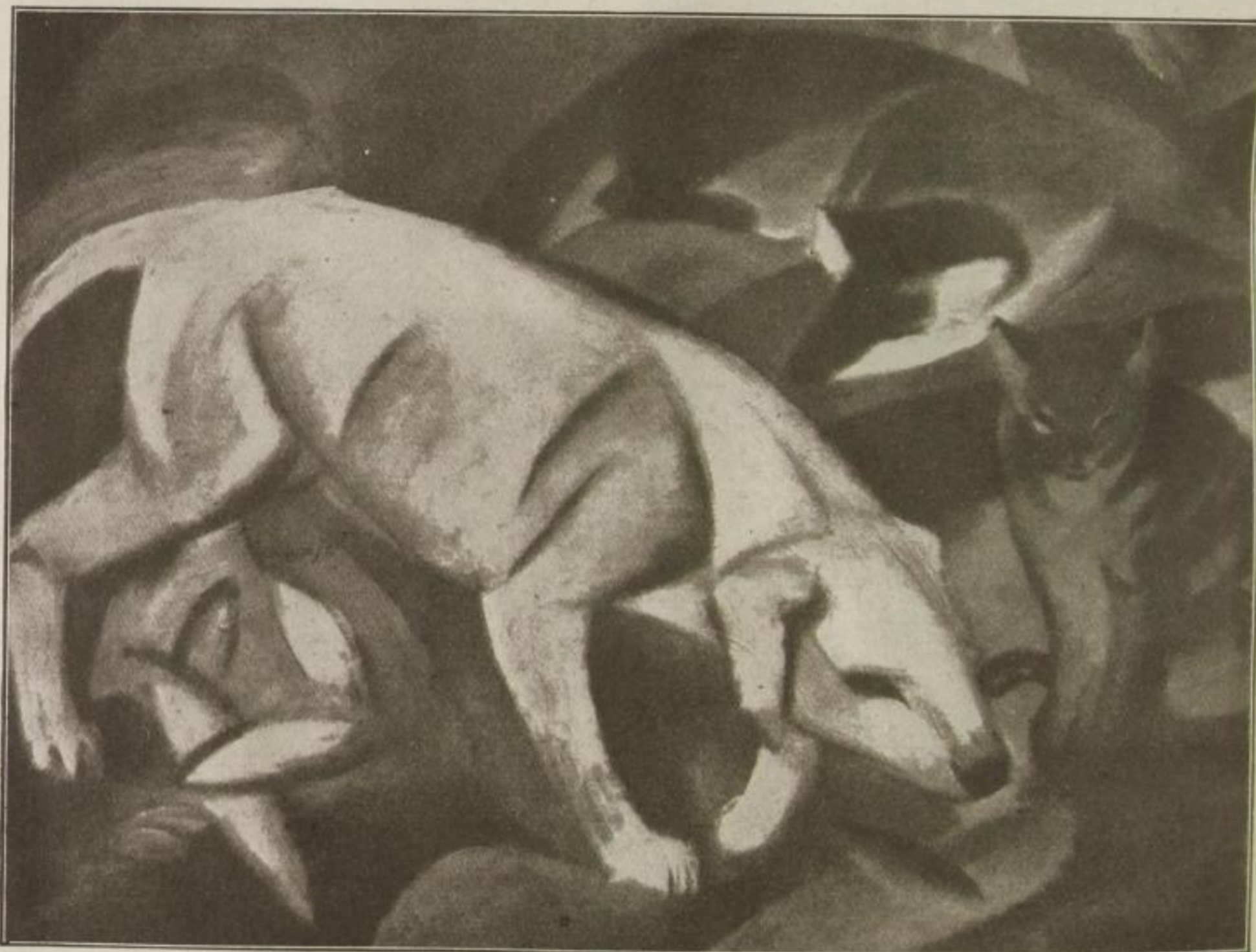
**Dr. Schröder's
Aufbausalz
(Zwölfersalz)**

die physiologische Ergänzungs-Nahrung (gesetzl. geschützt) zeigt überraschende Erfolge bei allen Zuständen.

Groß-Kur M3.-, Klein-Kur M1.20

Zu haben in Apotheken und Drogerien, wenn nicht vorrätig, schreiben Sie sofort wegen Franko-Zusendung an die

Die Kunst unserer Zeit in 500 Bildern



Franz Marc: Hund, Fuchs und Katze

Der neueste Band der Propyläen-Kunstgeschichte ist der Malerei und Plastik der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart gewidmet. Carl Einstein gibt hier einen Überblick über die

Kunst des 20. Jahrhunderts

wie er bisher nicht möglich war. In 500 z. T. mehrfarbigen Bildern wird das Auf und Ab der neuen Kunst gezeigt: was bisher verworren war und einzelne Erscheinung blieb, gewinnt im Zusammenhang der Entwicklung neues Leben. Wer die Kunst unserer Zeit wahrhaft verstehen will, kann es nicht ohne dieses grundlegende Werk! Der Band zeigt Werke aller führenden Meister.

Lassen Sie sich diesen neuesten Band der

Propyläen - Kunstgeschichte

in einer Buchhandlung vorlegen! Verlangen Sie Prospekte!

DER PROPYLÄEN - VERLAG / BERLIN

Getriebe-Maschine Modell 1926

DKW

4 PS
an der
Bremse

206
ccm



Früher oder später – fährt DKW ein Jeder!

Preis ab Werk **M 835.-** bei voller Barzahlung **M 810.-**

12 Monate Kredit gemäß unseren besonderen Raten-Bedingungen mit M 12.50 pro Woche.

Konkurrenzlose Vorteile:

Ballonbereifung in Verbindung mit **Stoßdämpfer** garantiert lange Lebensdauer des Motorrades, stoßfreies Fahren, beseitigt Gleitgefahr auch auf schmierigen Straßen. Unsere geschützte **Turboventilator Kühlung** verhindert, daß der Motor auch mit **2 Personen** über lange Bergstrecken oder mit **Beiwagen** in der Ebene heiß wird. Die neuartige **Vorder- u. Hinterrad-Innenbacken-Bremse** wirkt ruhig und doch so schnell, daß Sie gegen jede Gefahr gewappnet sind; dabei so einfache Konstruktion, daß bei Herausnahme des Hinterrades die **Bremse** mit einem Handgriff demontiert werden kann.

Bootsmotoren

für **Aussenbord- u. Innenboot** mit **DKW-Motor 4 PS**

Konkurrenzlose Vorteile:

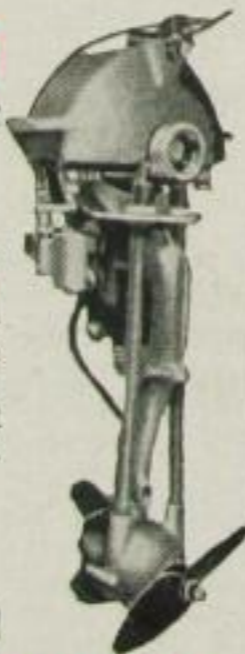
Niedriger Brennstoffverbrauch von 1 Liter DKW-Gemisch pro Stunde. **Hohe Geschwindigkeit** bis 16 km/Std. Neuartige Aufhängung, die Einbau ohne besondere Vorrichtung in **jedes Ruder- oder Segelboot** erlaubt. Ebenso ist mit einigen Handgriffen der Motor entfernbar.

Gewicht nur **22 kg**

Kassa-Preis **M 395.-** ab Werk

Günstige Ratenbedingungen!

ZSCHOPAUER MOTORENWERKE
J. S. RASMUSSEN A.-G., ZSCHOPAU 99 I. SA.

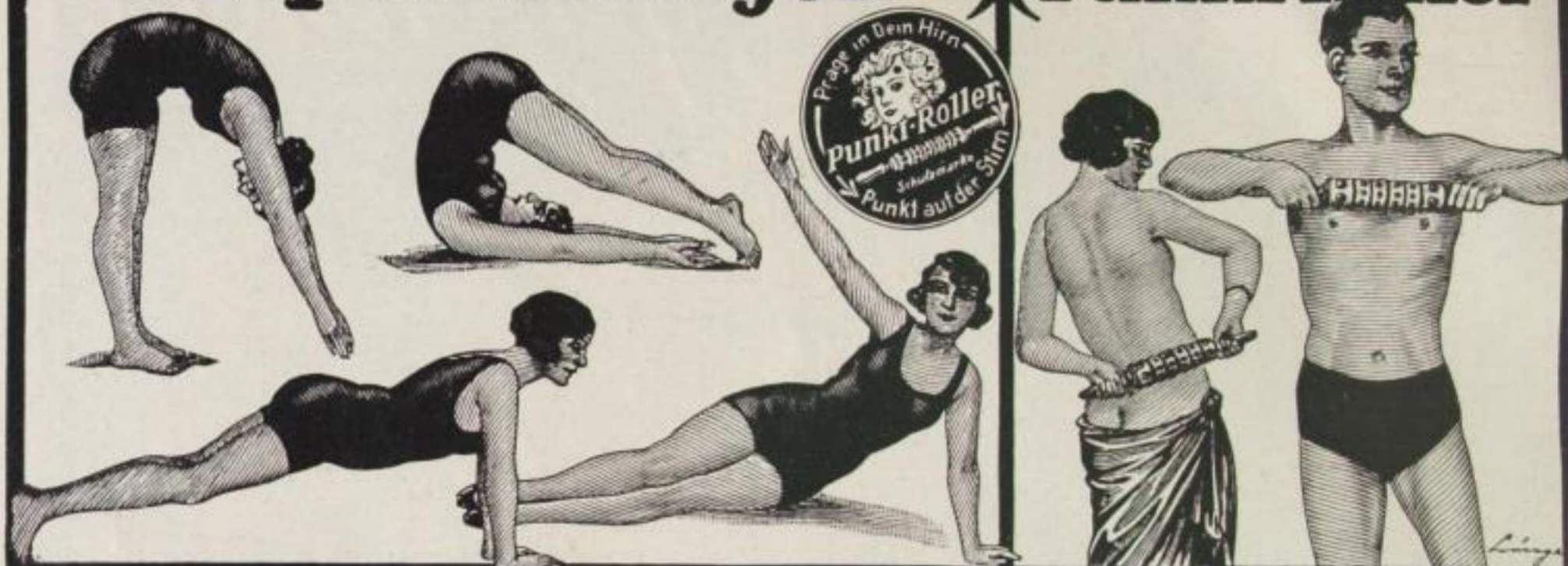


JOHANN MARIA FARINA
GEGENÜBER
DEM JÜLICHS-PLATZ

ALTESTE KÖLNISCH-WASSER-FABRIK
ORIGINALHALTIG GEGRÜNDET 1709



2 Stunden Körperübungen oder 10 Minuten Punkt-Roller



Wir wissen alle, daß solche Körperübungen täglich nötig sind, um sich gesund, frisch und schlank zu erhalten.

Ein gesunder, kräftiger Körper ist die Grundbedingung eines frohen, tatkräftigen Lebens. Ein Mensch, dessen Muskeln schlaff und mit überflüssigem Fett bedeckt sind, ist nur ein halber Mensch; er wird nie zum vollen Genuß des Lebens kommen.

Wer aber hat heute noch die Zeit, täglich zwei Stunden Sport oder Körperübungen zu treiben? Niemand! —

Aber 10 Minuten des Morgens oder Abends hat auch der Beschäftigte für die Gesunderhaltung seines Körpers übrig.

Und diese 10 Minuten linde Massage mit dem natürlich wirkenden „Punkt-Roller“ ersetzen vollkommen zwei Stunden Sport oder Körperübung.

Der **Facharzt Dr. med. Wielter**, der die Wirkung des „Punkt-Rollers“ bei zahlreichen Patienten erprobt hat, schreibt: Der „Punkt-Roller“ mit seinen zahlreichen Kautschuk-Saugnäpfchen regt den träge gewordenen Blutkreislauf zu neuer, vermehrter Tätigkeit an. Das abgelagerte Fett wird resorbiert. **Die Patienten verlieren in verhältnismäßig kürzester Zeit ihre unerwünschten Fettdepots.** Es wird also das Auftreten unangenehmer, ja gefährlicher Komplikationen verhindert: **Fettherz, allgemeine Herzschwäche usw.** Bei Patienten, die aus Bequemlichkeit, Scham, Gelegenheitsmangel oder sonstigen Gründen gymnastische Uebungen oder Sport nicht treiben können oder wollen oder deren Zeit für Sport zu kostbar erscheint, ist der „Punkt-Roller“ um so mehr zu empfehlen, **als 10 Minuten Selbstmassage mit dem Apparat 2 Stunden sportliche Betätigung voll und ganz ersetzen.** Dadurch spart der Vielbeschäftigte Zeit und gibt doch seinem Körper, was dieser mit gutem Recht beanspruchen kann. *Mens sana in corpore sano.*

Der „Punkt-Roller“ belebt den ermüdeten Blutkreislauf und den so überaus wichtigen Stoffwechsel. In jedes Körperwinkelchen wird das Blut

Versand durch die Fabrik orthopädischer Apparate

L. M. BAGINSKI / BERLIN-PANKOW 12

Hiddenseestraße 10. — Postscheck-Konto: Berlin Nr. 11983. — Fernsprech-Anschlüsse: Pankow Nr. 1705, 1706, 1707. Verlangen Sie ärztliche Literatur.

Der „Punkt-Roller“ ist ferner zu haben in allen einschlägigen Geschäften, bestimmt aber in Berlin in allen 23 Geschäften der Firma M. Pech A.-G.: in **Bremen:** Hansmann, Marktstr. 17a; **Breslau:** M. Pech, Schmiedebrücke 12; **Danzig:** Kneissl, Stadtgraben 5; **Dresden:** Freisleben, Postplatz; **Düsseldorf:** M. Pech, Schadowstr. 47; **Essen:** Lappe, Viehoferstr. 39; **Frankfurt a. Main:** Dröll, Kaiserstr. 42; **Hamburg:** Bolte, Rathausstr. 8; **Hannover:** Müller, Grubenstr. 5; **Karlsruhe:** Unterwagner, Kaiserpassage 22-26; **Kiel:** ABmann, Dänischestr. 27/29; **Köln a. Rh.:** Neumann & Cie., Minoritenstr. 21a; **Königsberg i. Pr.:** Oppermann, Steindamm 65-66; **Leipzig:** Sanitas, Peterssteinweg 18; **Magdeburg:** Voigt, Walter-Rathenau-Str. 56; **München:** Stiefenhofer, Karlsplatz 6; **Nürnberg:** Pfeuffer, Königstr. 73; **Stettin:** Richter, Aschgeberstr. 3-4; **Stuttgart:** Bühler, Charlottenplatz 6; **Wiesbaden:** Stoß, Taunusstr. 2; **Wien:** Stejskal, Josefstädter Straße 5; **Prag:** Waldeck & Wagner, Vaclavské nám. c. 17; **Posen:** Prusiewicz, ul. Przeznica 11a; **Zürich:** Lüneburg, Rathausquai 4.

gesaugt und schwemmt so Krankheitskeime, Zerfallsprodukte und Fett, die ein träger Blutkreislauf nicht mehr mit sich fortnehmen kann, aus dem Körper durch Niere und Darm hinaus.

Und das alles durch nur 10 Minuten tägliche Massage mit dem „Punkt-Roller“. Diese 10 Minuten haben Sie sicher übrig, wenn es gilt, Ihren Körper mit neuer Lebenskraft und Energie zu erfüllen, und die einmalige Ausgabe von **M. 12.50** wird gegenüber dem Zuwachs an Lebensfreude auch kein Hindernis für Sie sein. — Besorgen Sie sich deshalb den echten „Punkt-Roller“ sofort.

Was sagen die Ärzte über den Punkt-Roller?

Dr. med. H., prakt. Arzt in B.: Ich habe in der letzten Zeit eine Reihe von fettleibigen Personen mit dem Punkt-Roller behandelt. Die Kranken nahmen nicht nur erheblich an Gewicht ab — in zwei Fällen über 3 Pfund pro Woche —, sondern sie waren mit der Anwendung des Apparates ganz andere Menschen geworden; sie fühlten sich frischer und konnten ihrer Arbeit ohne die sonst so schnell eintretende Ermüdung nachgehen. Ich bin mit Ihrem Apparat sehr zufrieden.

Chefarzt Dr. med. L. in Sch.: Man kann durch Punkt-Roller das überschüssige Fett an den Stellen beseitigen, wo es am lästigsten ist, z. B. am Leib oder an den Hüften, an den Schultern, Schenkeln oder Waden. Durch Kräftigung der Muskulatur infolge dieser Massage schwindet auch das sogen. Faulfett, das träge fließende Blut wird in schnellere Zirkulation gebracht, der gesamte Stoffwechsel wird gehoben.

Dr. med. Sch., Arzt in S.: Ihr Punkt-Roller hat sich mir in der Praxis in den bisherigen Fällen zu meiner und meiner Patienten vollsten Zufriedenheit bewährt.

Ob.-Stabsarzt Dr. B. in B.: Der Punkt-Roller ist als eine sehr glückliche Erfindung zu begrüßen. Er ist ein Massageapparat, der allen ärztlichen Anforderungen entspricht.

U H U

Das neue Monats-Magazin

Heft 10 / 2. Jahrgang / Juli 1926

★

I N H A L T

	Seite
FREMDFÜHRER GEFALLIG?	1
WO SIND SIE EIGENTLICH? Mit Zeichnungen von Trier und photographischen Aufnahmen	2
DER SIEBZIGJÄHRIGE SHAW Von C. A. Bratter. Mit einer photographischen Aufnahme .	6
DIE FRONT INS BLAUE Von Fritz Zielesch. Mit einer Zeichnung von Moritz Pathé und Photographien	8
SIE KOMMEN! Zeichnungen von George G. Kobbe. Verse von My . . .	16
PANIK Novelle von Vicky Baum. Zeichnungen von Theo Matejko .	21
DAS KIND UND DIE LANDSCHAFT Von Carl Schnebel. Mit farbigen Zeichnungen	33
STRINDBERGS EHEFRAUEN Von Carl David Marcus. Mit Photographien	39
WAS VON BÜCHERN ÜBRIGBLEIBT Ein Zwiegespräch von Georg Hermann. Zeichnungen von George G. Kobbe	47
DIE HELLSEHERIN VON MONTE CARLO Aus den Notizen des Kriminalkommissars Ashton Wolfe. Zeichnungen von Theo Matejko	52
Fortsetzung umstehend	

	Seite
STORM-PETERSEN	
Der dänische Zeichner-Humorist. Von Andreas Winding. Mit Zeichnungen	61
FRIEDRICH DER GROSSE ALS KURPFUSCHER	
Von Jakob Frank. Mit einem Holzschnitt von Menzel und einem Brief in Faksimile	68
WENN SIE SCHLAF	
Die Stunde unbewußter Anmut. Von Jack. Mit Abbildungen	72
ICH JAGE ELEFANTEN FÜR DEN SULTAN VON TRENGGANU	
Von Charles Mayer. Mit Zeichnungen von Otto Linnekogel und photographischen Aufnahmen	79
RUDOLF VALENTINO — DER „SCHONSTE MANN“ AMERIKAS	91
BERÜHMTE ROMANPHRASEN II:	
„ . . . Eines schönen Tages . . . “ Zeichnungen von Godal, Starke, Kobbe, Linnekogel, Simmel, Trier und Barlog	95
AL JOLSON — AMERIKAS GROSSTER KOMIKER	
Von Arthur Rundt. Mit Photographien	100
DAS VERKANNTES GESCHLECHT	
Zeichnung von Chéry	103
DIE URGROSSELTERN LASSEN SICH SCHEIDEN	
Von Balder Olden. Zeichnungen von Erich Godal	104
WIE RAFFT' ICH MICH AUF — — —	
Gedicht von August Graf von Platen. Zeichnung von George G. Kobbe	114
FÜR DIE SOMMER-REISE	
Von Stephanie Kaul. Mit photographischen Aufnahmen	116
UNSER NEUES SILBEN-KREUZWORTRÄTSEL	136

Auflösung unseres Silben-Kreuzworträtsels aus Nr. 9 auf Seite II

Umschlagzeichnung von Walter Trier

Copyright 1926 by Ullstein A.-G., Berlin

Mein Herr Herr vom Rosenkranz
 lobt den Lyra-Orlon
 wie immer!

„Lyra-Orlon“
 Blei-Kopier- u. Farbstifte
 sind auf der ganzen Welt als
 vorzüglich anerkannt.
 FABRIK-MARKE

„LYRA“ BLEISTIFT-FABRIK * NÜRNBERG GEGRÜNDET 1806



* U H U *

DAS NEUE MONATS-MAGAZIN

2. JAHRGANG * HEFT 10 * JULI 1926



Phot.: Roy Chapman Andrews

Fremdenführer gefällig?
Bogdo Kazim-Ogli, der Karawanenführer durch die Wüste Gobi

1

Wo sind Sie eigentlich?



Trier

Wellenschlag. Und Waldesruh.
Almenrausch. Forellenschellen.
Sonnenaufgang. Kurkapellen.
Lieber Leser: wo bist Du??

Überfluß an Aufenthalt
Trägt die Welt in ihrem Lauf.
Hältst Du Dich in Ahlbeck auf?
Oder grad in Gletscherspalten?

Bietet Dir die Kurverwaltung
Feuerwerk und Kinderfeste?
Fährst zu See Du wieder feste?
Oder wahrst Du Deine Haltung?



Führst Du Deinen Bauch bescheiden
Brunnenschlürfend durch die Flur?
Leser, machst Du wirklich Kur?
Oder willst Du sie bloß schneiden?

Läßt Du Dir die Wartburg zeigen?
Ißt Dich Wien mit frischen Kipfeln?
Ziehst Du stumm zu Bergesgipfeln?
Denn der Everest ist Schweigen.



Lieber Leser, Du bemühest Dich
Wohl auf Deine Weise gut.
Reise gut! Und speise gut.
Zedenfalls: Der „Ahu“ grüßt Dich.



S O M M E R T A G E



Photo Binder

Im Schilf

Die Filmschauspielerinnen Elisabeth Pinajeff und Lee Parry.



Phot. Newstreet

Vor dem Frühstück
Am Strand von Palm Beach (Kalifornien)



Im Heu

Phot. Boedecker

George Bernard Shaw

Zu seinem 70. Geburtstag am 26. Juli

Von

C. A. Bratter

Shaw ist, wie man weiß, in Irland geboren. „Ich bin ein typischer Irländer,“ sagte er einmal, „meine Familie kommt aus Hampshire (in England!).“ Von seiner Familie, seiner Jugend und seiner Erziehung sprach er: „Mein Vater hatte kein Geld, keinerlei Fähigkeiten, keinerlei soziale Stellung, kurz, er war ein irisch-protestantischer Gentleman. Unsere Familie war aber sehr stolz und sprach immer von ‚den Shaws‘, als wären sie die Hohenzollern oder die Romanows. Bei meiner Geburt war der Pate nicht anwesend, weil er sich einen Rausch ausschlafen mußte, und so wurde der Küster kommandiert, seine Stelle zu übernehmen. Das Wort ‚Erziehung‘ bedeutete für mich vier Schulen, in die mich meine Eltern schickten, um mich tagsüber aus den Augen zu bekommen. Gelernt habe ich dort nichts.“

*

Es ist vorgekommen, daß Shaw, bei all seiner ungewöhnlichen Schlagfertigkeit und stets aktionsbereiten Schärfe des Witzes, den kürzeren gezogen hat.

Professor Henderson erzählt: Lady Randolph Churchill bat einmal den Dichter, sie zu besuchen; sie habe eine größere Gesellschaft eingeladen, der sie den berühmten Iren vorstellen wollte. Shaw lehnte aber mit den Worten ab: „Ganz bestimmt nicht! Wodurch habe ich einen solchen Angriff auf meine wohlbekannten Gewohnheiten herausgefordert?“ Die Dame antwortete: „Von Ihren Gewohnheiten weiß ich nichts. Hoffentlich sind sie nicht so schlecht wie Ihre Erziehung.“ Shaw, sonst nie um

eine schlagfertige Antwort verlegen, wußte dieses Mal nichts anderes zu tun, als der Dame einen langen, sehr langen Brief zu schreiben, in dem er sich in aller Form entschuldigte.

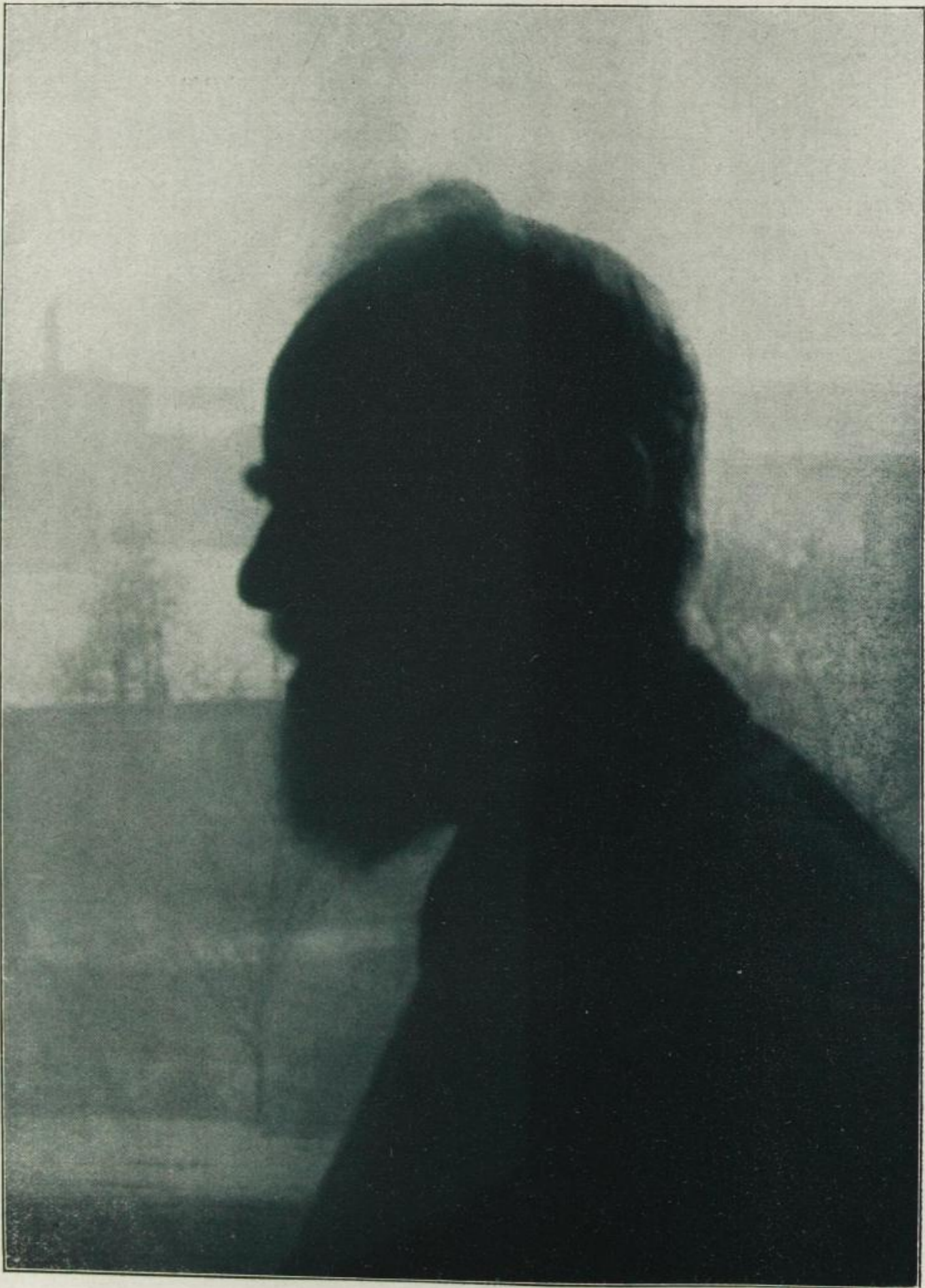
*

Paradox und bizarr wie seine Stellungnahme allen Problemen des Tages gegenüber, ist auch seine Einstellung zum Theater.

Vor etwa einem Jahre wohnte er der Erstaufführung des Dramas eines bis dahin wenig bekannten Theaterdichters bei. Die Vorgeschichte des Stückes ist eigenartig genug: Ein frommer Bauer findet unter einem Gebüsch ein kleines, winselndes Kind; er nimmt es zu sich und läßt es erziehen. Bald stellt es sich jedoch heraus, daß der Knabe der leibhaftige Teufel ist, der zu satanischen Zwecken die Form eines Kindes angenommen hatte. Auf dieser Vorgeschichte baut sich ein wuchtiges Drama auf, das tiefgehende Gewissenskonflikte auf eine für die englische Bühne sehr ungewohnte Weise zu lösen sucht.

„Haben Sie denn dieses Stück überhaupt verstanden?“ wurde Shaw gefragt.

„Keine Spur. Ich habe es ebensowenig verstanden wie die übrigen Zuschauer. Aber ich gehe gar nicht ins Theater, um Stücke zu verstehen, sondern lediglich, um mich zu unterhalten. Ich kann die Dramen, die ich verstehe, nicht leiden, weil sie dem Leben unähnlich sind. Das Leben ist uns allen unverständlich. Die Zukunft gehört jenem Genre, das mehr erraten und ahnen, als klar begreifen läßt.“



Phot. E. O. Hopp.

Bernard Shaw
Vor dem Fenster seiner Wohnung am Themse-Ufer in London.



Die Front ins Blaue, die Architektur aus der Perspektive der Luftreisenden, — ein wichtiger

Gesichtspunkt für die Baumeister von morgen. *Zeichnung von Pothl*

O fliegender Mensch, der du aufsteigst, laß alle Hoffnung unten! Du bist der Oberfläche von Häusern und Straßen — nur entrückt, um aus der Vogelschau einen um so tieferen Einblick in das schabigste Relief deiner Welt zu gewinnen! Welch ein trübes Chaos, wo dir dort unten weise Ordnung und treffliche Organisation zu herrschen scheint! Daß vieles Sein nur der Schein einer Fassade ist, und zu meist einer recht üblen Fassade, wird dir aufgewecktem Mitbürger nicht verborgen geblieben sein. Betrachtest du aber die ganze Schmierensbühne einmal von der Galerie der Götter aus,

dann wirst du wünschen, ein Maulwurf und nicht ein geflügelter Mensch zu sein. Da unten ist ein Gewimmel von Fabriken und Industrieanlagen, von Maschinenhallen und Eisenbahnen, von ausgezeichneten Verkehrsmitteln und Brücken!

Man hat da unten brave Dinge gebaut, aber man hat sie verschoben gebaut. Sie sind tot. Lebendige Organismen aus Straße, Haus, Stadtviertel und Stadt siehst du nicht. Jener ansprechende Stern, den wir soeben überfliegen, ist der Potsdamer Platz mit seinen ausstrahlenden Straßen. Von hier oben aus ist es, als sei zwischen diese, in ihrem Grundriß so verheißungsvollen Straßen der Musterkoffer eines Reisenden in architektonischen Geschmacklosigkeiten ausgeschüttet worden. Hellbeschienene Säulenkulissen verdecken die schwarzen Löcher

der Hinterhöfe, ein Arsenal von Dachfronten ist aufgebaut, spitze und weniger spitze, flache und weniger flache, einmal hoch, einmal niedrig, einmal gerade, einmal krumm, im Grundriß einmal rechtwinklig, einmal trapezförmig.

Eine Front ins Blaue! Wenn wir in den Himmel gucken wollen, brauchen wir uns ja nur irgendwo ins Gras zu legen. Wenn wir aber das Flugzeug besteigen, dann wollen wir etwas Nettes unter uns sehen. Berge, Täler, Ströme und Seen, die flockigen Wälder und die karierten Ebenen aus bestellten Aeckern werden wir uns gern gefallen lassen. Wenn die Propeller aber stadtwärts surren, hört alles Vergnügen auf. Da sind keine in die Landschaft eingefügten Gebilde, da ist nur formloses Durcheinander eines ungeschlachten Ganzen, dessen Teile sich nicht vermählen wollen.



Phot. Girke

Von oben gesehen wirken nicht einmal mehr die Pyramiden sehr imposant — —



— — und Türme können noch so hoch emporragen — dem Reisenden im Express der Zukunft werden sie nichts mehr bedeuten. (San Gimignano — für Italienreisende von heute eine der interessantesten Städte.)

Phot. Fratelli Alinari

Man braucht nicht erst hinunterzusteigen, um zu wissen, daß die Wesen, die dort leben, ebenso dunkel verschwommene, krause und verworrene Bilder von Welt und Leben in sich tragen, und um zu wissen, daß ihre Wohnungen auch im Innern ebenso unweise, sinnlos, wahrhaft unbewußt gebildet sind.

Eine Front ins Blaue? Bitte, keine Ovationen ob der reizenden Idee, angesichts eines zunehmenden Luftverkehrs auch Häuserfronten nach oben zu schaffen! Bis dieses Problem einwandfrei gelöst werden kann, wird noch viel Benzol in den Wolken verpuffen.

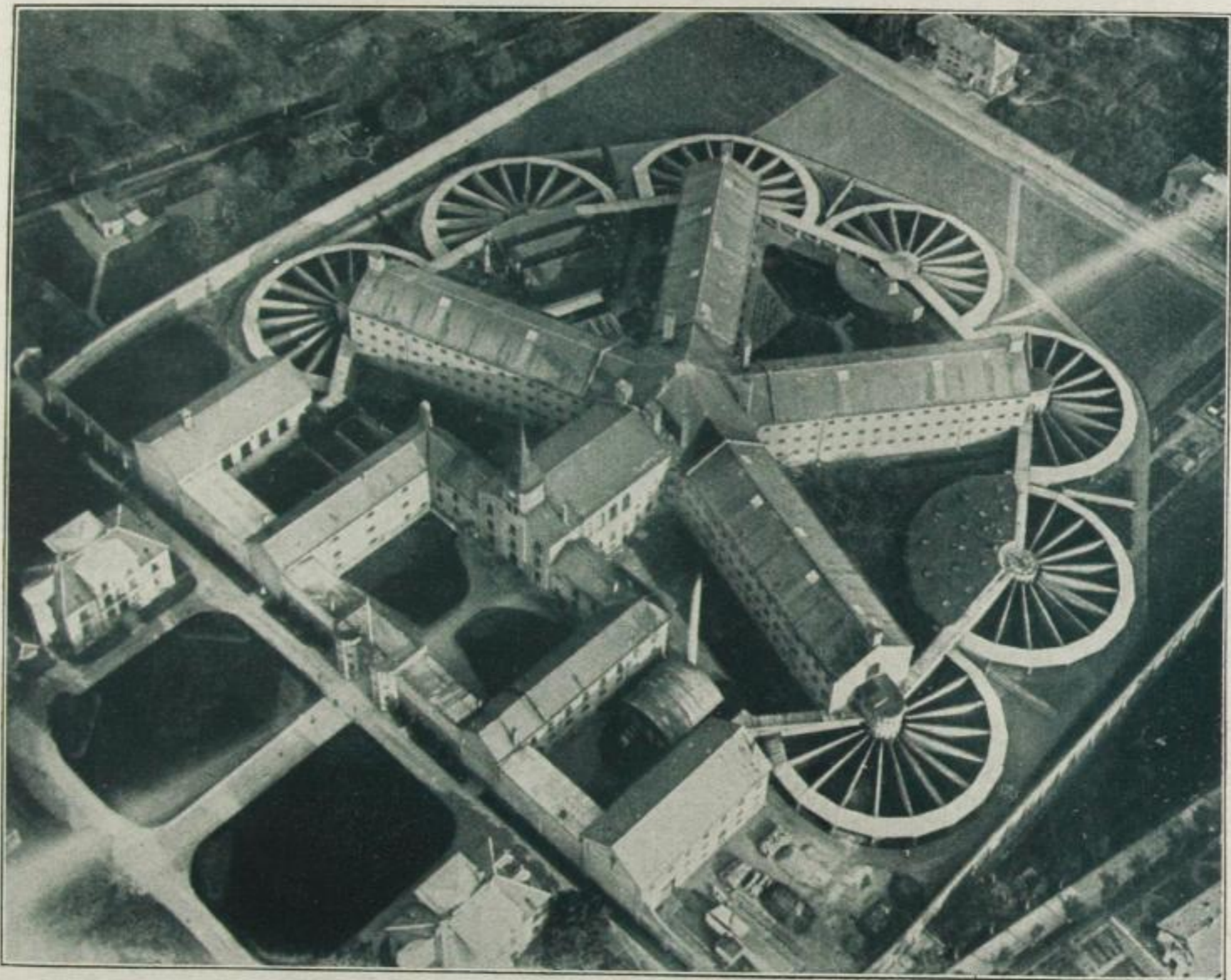
Nur bleibt uns, ihr Baumeister der Zukunft, vom Leibe mit euren Straßen, die nicht mehr Mittelalter und noch nicht Neuzeit sind, die regellos in das Weich-

bild der Städte auslaufen wie Flüsse, die der Bodengestalt folgen! Baut uns keine isolierten Prachtpaläste, Theater, Museen und öffentliche Gebäude auf Gelände, das vielleicht gerade billig zu haben war, aber das Stadtganze zerreißt und verun- deutlicht! Piekt uns fliegende Menschen auch nicht mit den Riesennadeln ganz und gar sinnloser Türme in die beflügel- ten Füße, wir bedürfen ja des Türmers nicht mehr, der nach Feind und Feuer ausschaut! Laßt auch ab von den unför- migen ausgewalzten Bahnhofsdächern, von den wild an die Peripherien ge- klebten Siedlungen, von diesem unver- nünftigen Kreuz und Quer der Straßen, deren bildnerischen Sinn keine Mathe- matik der Welt zu enträtseln vermag. Holt euch von einem Flug über Kairo



Phot. Atlantic

Die ersten schüchternen Ansätze zu einer Front ins Blaue:
Flugplatz mit riesiger Beschriftung für Luftreisende.



Phot. Keystone

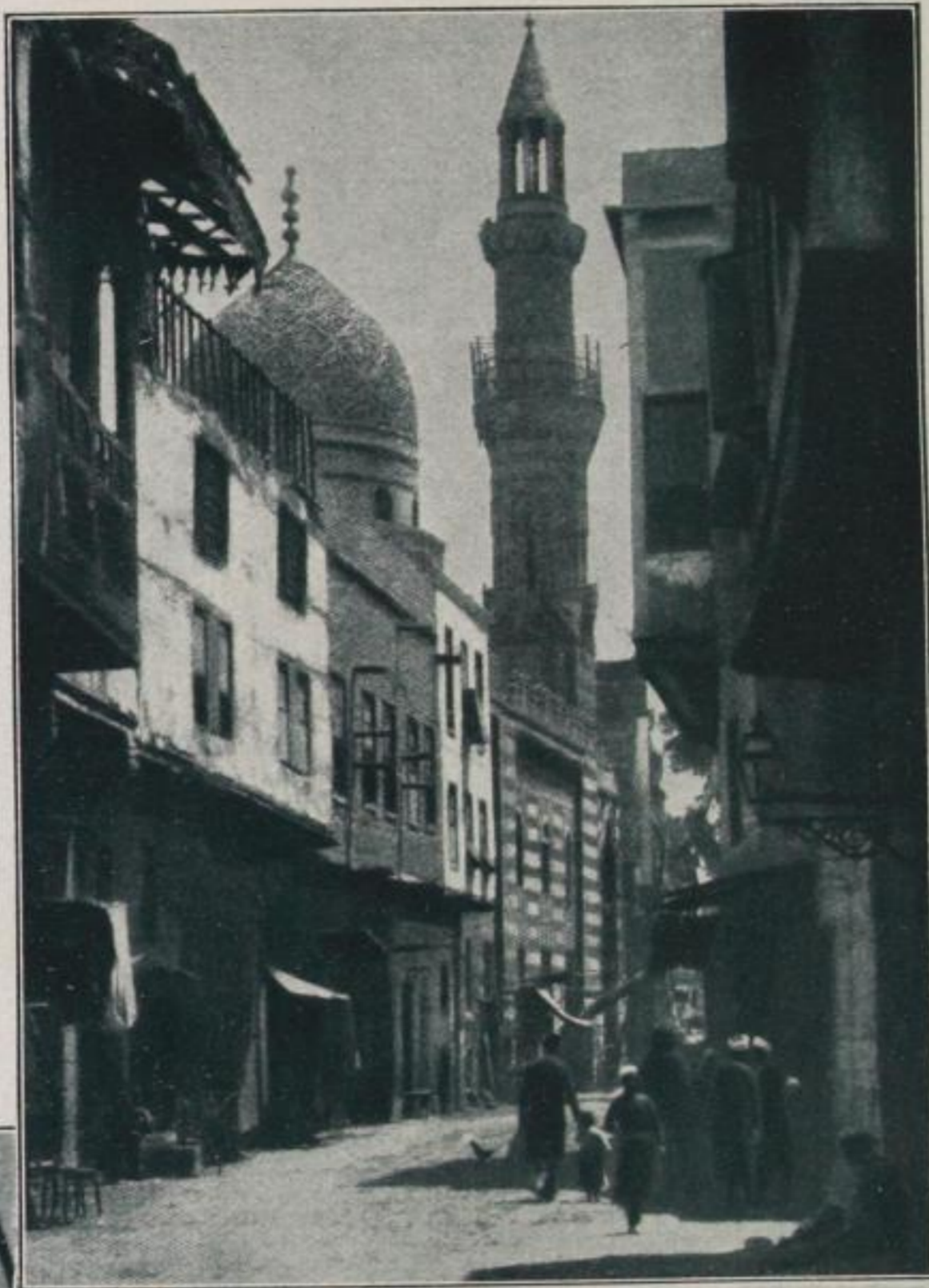
Von unten: trostlose Gefängnismauern (Kopenhagen),
von oben: eine zwar unbeabsichtigte, aber verblüffende Luftfront.

die Erkenntnis, daß die arabesken-
schönste Stadt in ihrer Struktur wahr-
haft scheusällig sein kann. Der Blick von
oben läßt nichts unenthüllt!

Statt dessen wirkt uns aus Straße,
Haus und Platz, aus Garten und Fabrik,
aus Theaterbau und Bahnhof, aus Schie-
nenstrang und Gasanstalt einen plasti-
schen, bunten Teppich. Einen plastischen
Teppich, wohl komponiert in die Höhen
und Tiefen, in die Flächen und Formen,
in Licht, Schatten und Farben.

Der Abend wächst über dem großen
Haufen Nichts empor, der Berlin heißt.
Die Dunkelheit ist wohltätig. Unten in
Staaken leuchtet eine Kreisfläche wie ein
großes brennendes Auge in die Nacht.
Vielleicht ist es eine Hoffnung für die
Zukunft, daß einige praktische Bedürf-

nisse ihr Recht fordern und hierbei or-
ganisch in die Bahn des Gestaltens
drängen. Die Notwendigkeit, den Flug-
zeugführer zu orientieren, hat dazu ge-
führt, daß man ein Kreisrund des Flug-
geländes mit hellem Kies auslegte, der
nachts beleuchtet wird. Vielleicht ist
dieser formklare Flecken, den die Praxis
schuf, eine Keimzelle jenes Teppichs,
von dem wir uns oben in der Freiheit der
Atmosphäre und der Gedanken zu träu-
men vermaßen. Vielleicht wird das
Orientierungsbedürfnis der Luftfahrer
künftig ein Wörtlein mitsprechen, wenn
es an die Aufteilung von Bodenflächen
geht. Man plant jetzt die Anlegung eines
Systems von Neon-Röhren rings um den
Flugplatz. Nachts soll er eine leuchtende
Kreislinie bilden. Der Flieger sieht



ja in der Dunkelheit keinen Horizont und hat daher nicht das Höhengefühl, das ihm eine glatte Landung erleichtert. Der Kreis aus Neon-Röhren soll ihm das Horizontgefühl auch des Nachts garantieren. Und ist dieser leuchtende Gürtel vielleicht auch schon ein Stück unseres Teppichs? Erweitert er die Vision eines nächtlichen Stadtbildes, das mit den Perlenketten seiner Straßenlampen die organische Struktur seiner Anlage nachzieht und in anders reizvoller Weise als am Tage das ebene Knochengerüst eines einheitlich gebildeten Stadtkörpers erkennen läßt?



Phot. Girke

Auch die schönste orientalische Stadt wird, vom Flugzeug gesehen, zu einem Schutthaufen.
(Aufnahmen von Kairo.)



Phot. Paul D. Miller

Der Broadway

Die berühmte Straße New Yorks — aus dem Flugzeug gesehen, eine schwarze Schlucht.

Sie kommen!!!

Zeichnungen von
GEORGE G. KOBBE

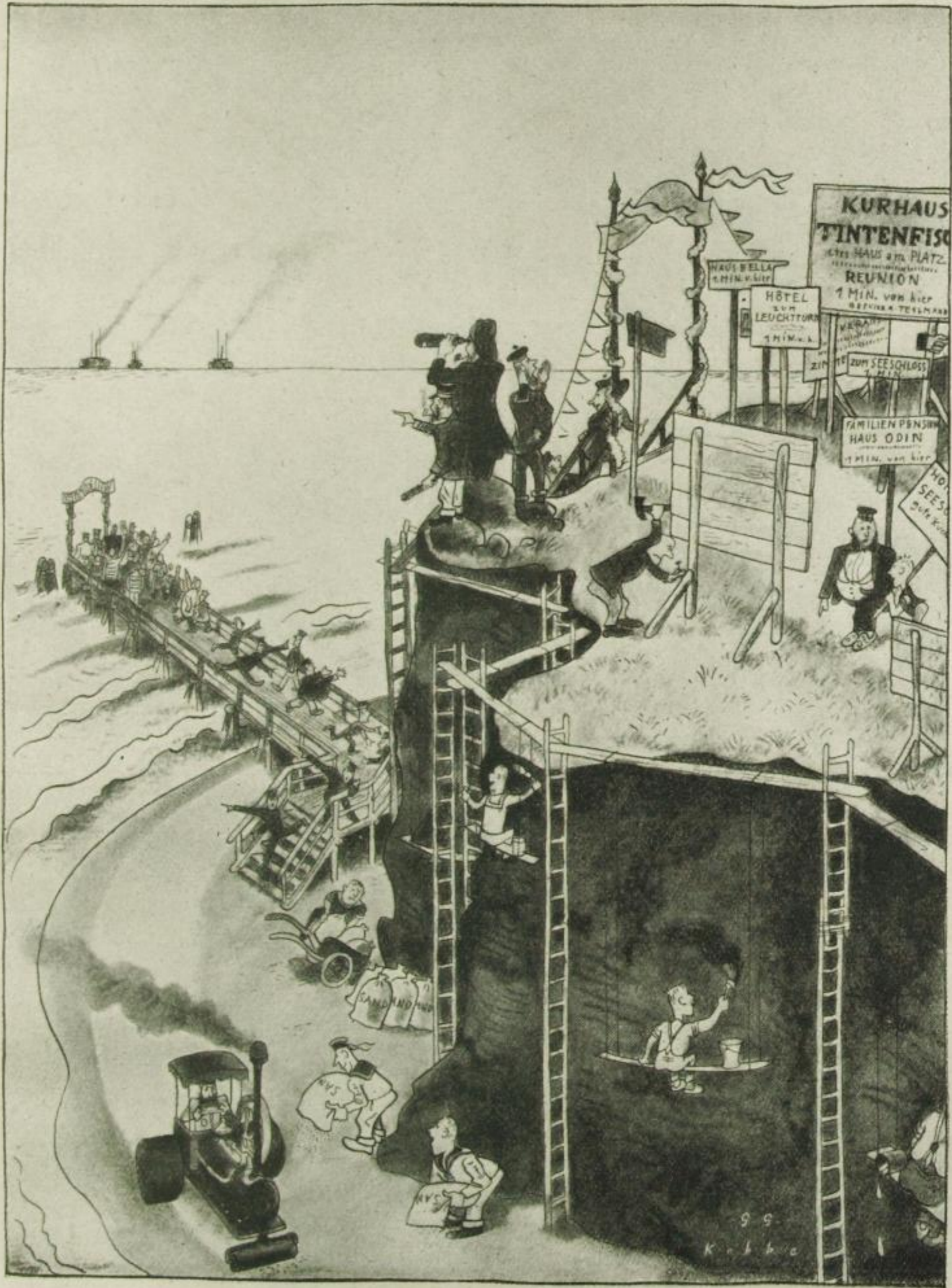
Verse von
My

Fest schlief vom Herbst bis zum Mai die Insel.
Schließen der Steg und die Kolonnaden.
Staub und geschlossene Fensterladen.
Aber jetzt herrschen Farbtopf und Pinsel.
Plötzlich schallt es aus Fenstern und Loren;
Denn der Kalender wird langsam zum Mahner.
Und die geschäftigen Insulaner
(Zugereist oder eingeboren)
Kommen nun endlich zu freier Entfaltung.
Briefpost trägt man zur Kurverwaltung,
Daß sie der Badedirektor liest.
Gärten werden ganz neu gekieft.
Lesesäle werden erneuert,
Kurhaustreppen werden gescheuert,
Rasen wird frisch an den Strand gesetzt,
Betten werden instand gesetzt,
Und in lebendigsten Farben knallt
Schon die Familienbadeanstalt,
Wo man in winzige Zellen schlüpft,
Ehe man in die Wellen hüpfst.
Und von rosigen Zukunftsbildern
Schreit es auf farbig gepinselten Schildern:
„Grand Restaurant“ und „American Bar“.
Alles klingt herrlich, und alles ist wahr.

Alles verspricht eine gute Zeit,
Alles ist nur 'ne Minute weit.
Alles gipfelt in diesem Satze:
„Erstes, führendes Haus am Platze“.
Überall wimmelt's von Postpaketen,
Kisten und Kollis und selbst Gebinden.
Weine. Papierservietten. Raketen.
Speisekarten. Und Kleiderspinden.
Eiswaffeln. Kautabak. Seife. Und Bier.
Feinkost. Und perforiertes Papier. —
Kurz — was dem Kurgast nur lieb und vertraut,
Wird hier für Monate aufgestaut.

*

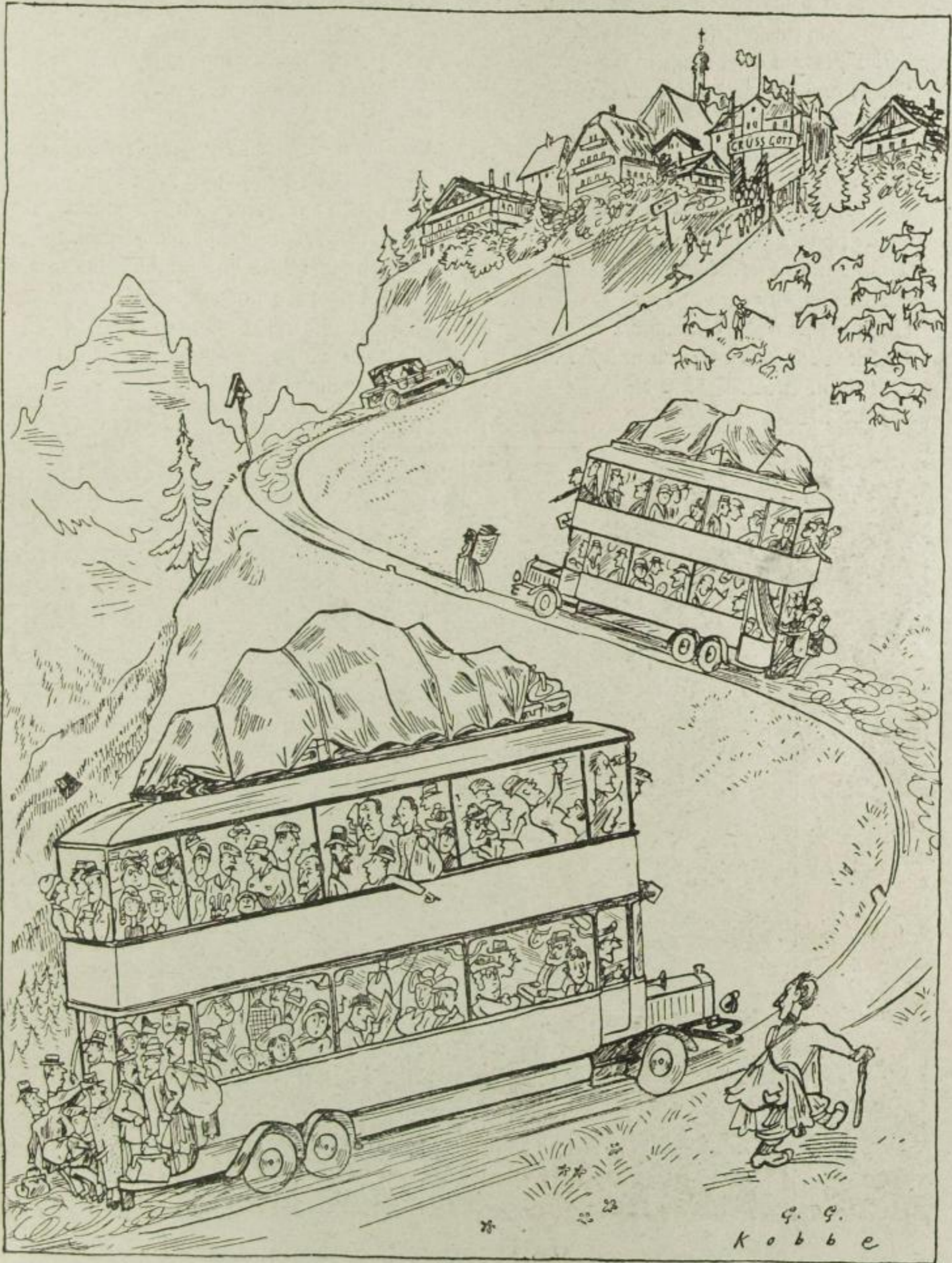
Dagegen, wo der Berg sich reckt,
Hat man viel Geld hineingesteckt
Für ganz den nämlichen Effekt.
Hier lockt man Dich mit Schellenkühen,
Mit renommiertem Alpenglühén,
Mit neuen Echos allerwegen,
Mit wochenlangem Dauerregen.
Bergbahnen geh'n zu jedem Punkt,
In jeder Klamm wird rundgesunk't,
Auch wird dort Charleston getanzt,



Sie kommen!!!
 Auftakt zum Empfang der Gäste.



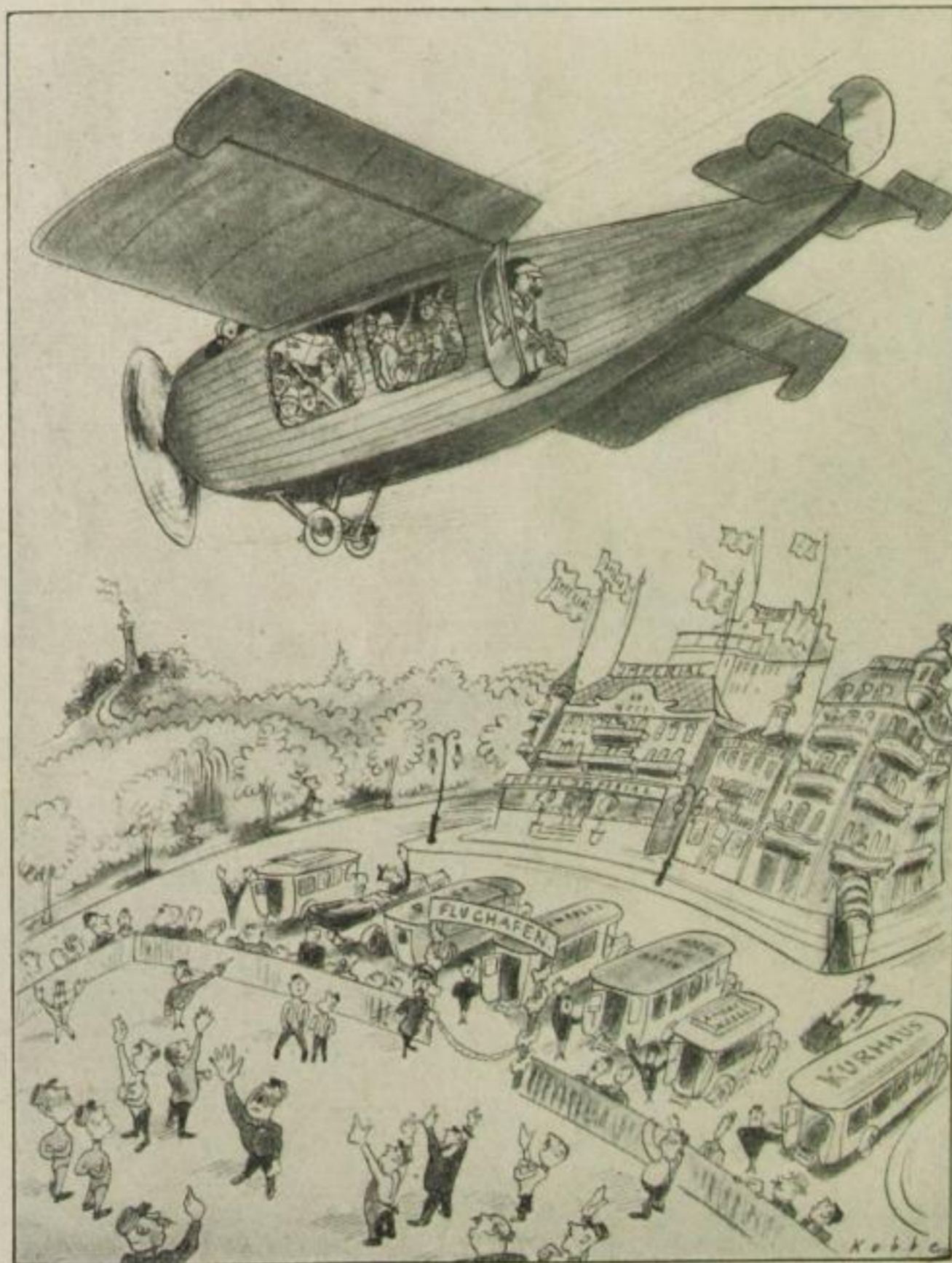
Der Umsteigebahnhof
Umsteigen nach Klein-Kleckersdorf



Die letzte Etappe
auf dem Wege zur Einsamkeit

Viel Edelweiß wird angepflanzt.
 Rot glüh'n und blüh'n die Alpenrosen.
 Treuherzig klatscht man Lederhosen
 Beim Platteln des bewußten Schuhs.
 Von jedem Marterl winkt ein Gruß
 Bewährter Markenfabrikate.
 Das gleiche tun die Felsenrecken.
 Es dienen zu Reklamezwecken
 Im höchsten Grad die höchsten Grate.
 Liköre schänkt die Sennerin,
 Denn darin ist sie Kennerin.
 Als herrlichsten erkennt sie an
 („Da feit sie nix“) den Enzian.
 Er feit Dich gegen Sturm und Böe.
 Mit einem Wort: Das ist die Höhe

Man preist mit freundlicher Bestrebung
 Die äußerst reizende Umgebung.
 Des Badevölkchens muntres Treiben . . .
 (Vergleiche Anerkennungs schreiben.)
 Bewegung hat man unvergleichlich.
 Verpflegung: wirklich gut und reichlich.
 Und laut Prospekt ist auch das Klima
 Nach ärztlichen Befunden prima.
 Man wird mit Freuden aufgenommen.
 Es ist, wer kommen will, willkommen.
 Kurzum: Die Welt ist bunt und rund
 Und so gesund.
 Und Du hast weiter nichts zu tun,
 Als da zu sein und auszuruh'n.
 Wann kommste nun?



Da sind sie!

Pamie

Die Geschichte einer Entgleisung

von

VICKY BAUM

Zeichnungen von Theo Matejko

„D

ehn Minuten nachdem der Hotel-
page ein Telegramm bei der
Grusinskaja abgeliefert hatte,
hing sie am Telephon und
machte ihr Gefolge in allen Sprachen
der Welt rebellisch. „Portier, Portier,
hören Sie, wann fährt der nächste
Zug nach Paris? Wann? In einer
Stunde schon? Können Sie mir sofort,
sofort ein Schlafwagenbillett besorgen?
Wie? Nein? Die Schlafwagen alle be-
setzt? Also ein Billett erster Klasse
nach Paris, sofort. Ja, ich fahre mit dem
Zug! Verbinden Sie mich mit Herrn
Wille, Zimmer 68!“

„Suzanne, Suzanne, schlafen Sie denn,
wenn ich rufe? Ich muß sofort nach
Paris fahren, packen Sie mir den kleinen
Koffer, Wäsche für vier Tage, ein ein-
faches Kleid. Das dunkelblaue, ja
meinetwegen, nein, sonst nichts, kein
Abendkleid, gar nichts. Was stehen Sie
noch und staunen mich an?“

„Wille? Wille? Bist du am Apparat?
Komme sofort zu mir, es gibt eine

Freude — warte — ich spreche mit Su-
zanne — komme nur, es ist eine De-
pesche von Lisa da, du wirst staunen!“

„Suzanne, wo rennen Sie hin? Kostüme
— nein. Aber zum Teufel, wozu Ko-
stüme? Ich tanze nicht in Paris, nein,
ich fahre zum Vergnügen hin. Sie
sollen nicht mitkommen, mein Gott, Su-
zanne, seien Sie nicht so schwerfällig!
Portier, verbinden Sie mich mit Herrn
Sardowsky, Sie wissen die Nummer?
Und schicken Sie meinen Chauffeur an
den Apparat!“

„Ja, hier Grusinskaja, jawohl! Lieber
Sardowsky, wir haben die Bühne wohl
für Mittwoch belegt? Ja — das tut mir
nun furchtbar leid, aber wir müssen die
Generalprobe auf Donnerstag verschie-
ben. Geht nicht? Aber natürlich geht
das, ein Impresario wie Sie sagt nicht
„unmöglich“. Warum? Ich bin krank,
ja, Fischvergiftung. Der Arzt wird es
Ihnen erklären. Konventionalstrafe?
Aber nein, keinen Sous, keinen Pfennig,
Sie machen das schon in Ordnung, lieber

Sardowsky. Wie? Lieber Freund, ich bin ja nicht Ihre Sklavin, nicht wahr? Also ich halte am Donnerstag, 10 Uhr morgens, die Generalprobe und tanze am Donnerstag abend, dazu bin ich verpflichtet und zu sonst nichts. Nikitoff vertritt mich solange bei der Truppe, wenden Sie sich an ihn, wenn etwas los ist. Portier, ich muß Herrn Nikitoff sprechen, Zimmer 110. Wie? Der Chauffeur?“

„Ralwey, machen Sie das Auto fertig, Sie müssen mich in zwanzig Minuten zur Bahn fahren, in zwanzig Minuten! All right? Tag, Wille, setze dich, nimm dir eine Zigarette, ich muß nur mit Nikitoff telefonieren.“

„Nikitoff, hier ist Grusinskaja, höre, Nikitoff, ich muß sofort nach Paris fahren. Geschäftlich, große Sache, du mußt die Proben für mich halten, ich bin Donnerstag früh wieder hier. Höre, die Sache mit dem Schneeflockentanz war zuletzt miserabel, die Constantin soll die Mädels ordentlich hernehmen. Also Niki, du siehst auf Ordnung. Danke, ja, ich bringe dir auch etwas Schönes mit aus Paris.“

„Suzanne, Suzanne, alles gepackt? Das graue Reisekleid für mich, und der Masseur muß Donnerstag um halb acht Uhr morgens hier sein, ich werde ja tot ankommen, ich werde nicht tanzen können! Gott, begreifen Sie denn gar nicht? Ein einziges, jawohl, ein einziges ganz einfaches Kleid, sonst nichts. Was sagen Sie, Portier? Das Auto wartet schon? Wieviel Zeit noch zum Zug? Gut, ich komme in zehn Minuten hinunter. Schluß. Danke.“

Und nachdem die Grusinskaja diese Attacke geritten hatte, nachdem sie mit der Zofe und dem Portier französisch, mit dem Tänzer Nikitoff russisch, mit dem Impresario polnisch, mit dem Chauffeur englisch verhandelt hatte, nachdem alles in Ordnung gebracht war, obwohl es den Anschein größter Verworrenheit trug, wendete sie sich dem Klavierspieler Wille zu, legte ihm die Arme auf die Schultern und sagte leise:

„Wille, ich reise sofort nach Paris. Lisa hat einen Jungen geboren!“

„Wie? Ist das möglich? Lisa? Dieses kleine Mädchen?“ rief Wille, und sein alter deutscher Musikantenkopf sah vor Freude und Verwunderung töricht aus.

„Kleines Mädchen! Sie ist seit zwei Jahren verheiratet! Sie ist zwanzig Jahre alt! Ich war keine achtzehn, als sie zur Welt kam. Erinnerst du dich noch?“

„Ob ich mich erinnere! Liebe Anastasia, aber das ist ja eine Freude und Ueberraschung. Da gratuliere ich Ihnen. Da danke ich Ihnen von Herzen, daß Sie mir das gesagt haben. Darum hat uns das kleine Mädchen solange ohne Nachricht gelassen. So verschmitzt! Und nun auf einmal diese Ueberraschung! Wie Sie sich freuen, Anastasia! Sie leuchten ja. Und nun sind Sie, wenn ich mir das erlauben darf zu sagen — nun sind Sie also Großmama geworden, Anastasia! Ich gratuliere Ihnen.“

Die Grusinskaja blieb mitten im Zimmer stehen, sie nahm die Zigarette aus dem Mund und dachte nach. „Ja, Wille, du hast recht: Jetzt bin ich Großmutter,“ sagte sie langsam. Und nach einer Weile wiederholte sie es: „Ja, das ist es. Jetzt bin ich Großmutter.“

„Ich finde es großartig, daß Sie gleich hinreisen“, sagte Wille, nach einem hurtigen und prüfenden Blick in ihr verfinstertes Gesicht. „Sie werden morgen Lisa einen Kuß geben — und den kleinen Jungen in den Armen tragen —. Sie müssen sich auch einmal eine Freude gönnen, Anastasia —“

„Ja. Das muß ich wohl, Wille. Ich habe nicht zu viel Wärme in meinem Leben gehabt, das weißt du. Und jetzt fängt es von vorne an. Immer habe ich verheimlichen müssen, daß ich Mutter bin. Jetzt werde ich verheimlichen müssen, daß ich Großmutter wurde. Hübsches Thema für illustrierte Blätter, wie? Die Grusinskaja, Star des russischen Balletts, als Großmama. Und dazu mein Porträt, mit einem Wickelkind auf dem Arm — passons! Ich



„... wer mochte sie sein ...?“

habe keine Zeit nachzudenken. Suzanne! Suzanne! Höchste Eile zum Umkleiden! Du schweigst wie ein Grab, Wille? Du bist brav, hast nie geschwätzt. Ich werde Lisa von dir grüßen. Du nimmst täglich das ganze Programm mit der Truppe durch, ja? Donnerstag um 10 Uhr morgens Generalprobe! Addio!“

Wie eine Rakete langte die Grusinskaja im letzten Augenblick am Zuge an, als schon die Waggontüren zugeschlagen wurden; Ralwey reichte den Koffer durch das Fenster, Suzanne winkte noch kleinbürgerlich mit einem Taschentuch, da fuhr der Zug schon ab. Die Grusinskaja fiel müde in ihre rotsamtene Ecke. Ein höflicher Herr hatte Ralwey den Koffer abgenommen und im Gepäcknetz untergebracht. „Merci, monsieur,“ sagte die Grusinskaja, ohne hinzusehen, und schloß die Augen. Sie war müde. Sie war so müde, als wären die achtund-

dreißig Jahre ihres Lebens ein einziges Rennen gewesen, und als ruhe sie nun in dieser Waggonecke zum erstenmal aus. Sie war so müde, daß sie nicht einmal denken konnte. Sie lehnte mit geschlossenen Augen da, fror ein wenig; dabei waren ihre Schläfen heiß; ein wenig fiebrig, ein wenig verworren ließ alles sich an und glitt ins Halbwache, floß mit dem Refrain der Räder, mit dem schwarzen Abend vor den Coupéfenstern in eines. Aber während die Grusinskaja die Augen geschlossen hatte, hielt der höfliche Herr die seinen neugierig und taxierend auf sie gerichtet.

Dame —, dachte er; durchaus Dame, auf jeden Fall. Gut angezogen, sehr gut und einfach. Gott sei Dank kein peinliches Parfüm, wie es reisende Weiblichkeit manchmal beliebt. Anständiger Koffer, viel gereist. Gute Hotelmarken drauf. Verheiratet? Wahrscheinlich.

Wildlederhandschuhe, kein Ring zu sehen. Nicht ganz jung. Achtundzwanzig mindestens. Aber schön. Außerordentlich schön sogar. Wunderbar gewachsen, wunderbar gefesselt. Keine Deutsche. Diese feine, gelbliche Haut.

Der Herr seufzte unbewußt. Stetten hieß er, Arnold von Stetten, Chefingenieur eines großen chemischen Werkes, neunundzwanzig Jahre alt. Er fuhr nach Frankfurt. Er hatte im Koffer seinen Frack und in einer Lederschachtel einen neuen Zylinder bei sich. Er fuhr nach Frankfurt, um zu heiraten. Er war verlobt mit einer jungen Dame aus bester Familie und liebte seine Braut herzlich. Aber vorläufig saß er eben im Zug und betrachtete die müde Grusinskaja . . .

„Stört Madame das Licht, soll ich dunkel machen?“ fragte er, als er nach einiger Zeit bemerkte, daß die Augenlider der Frau schwach zuckten. „Danke. Ich kann doch nicht schlafen. Es ist hübscher so,“ erwiderte sie deutsch auf sein etwas mühsames Französisch. „Hoffentlich steigt niemand mehr ein,“ sagte sie noch und streckte sich auf den Sitzen aus. „Hoffentlich,“ erwiderte Stetten und versuchte, die liegende Frau nicht allzuviel anzusehen.

Die Grusinskaja schließt wieder die Augen und möchte an Lisa denken und an das Neugeborene. Morgen wird sie ein neugeborenes Kind im Arm halten, so ein warmes, tierhaftes, hilfloses und rührendes Runzelwesen, das man lieben muß. Und Lisa, wie sieht Lisa aus? Zwei Jahre lang hat man dieses geliebte, verheimlichte, verleugnerte Kind nicht gesehen. Die Grusinskaja versucht fast qualvoll, ihr Bild in die geschlossenen Lider zu zwingen, aber es mißglückt. Da sind hundert Gesichter, lächelnde, geschminkte, angestrenzte, da sind alle die Ballettmädchen der Truppe, da sind ihre Partner aus vielen Jahrgängen, Nikitoff, Gregoroff, Todoni, Gailew —, da ist Wille, hinter seinem Klavier, ewige Vierviertelrhythmen zu ewigen Exerzisen abspielend. Ach, und da ist

ein kleines zartes Licht, eine Sternblume, weiß auf einer schwarzen Wiese, und das kann vielleicht Lisa sein . . .

Die Grusinskaja schläft nun doch den dünnen Schlaf der Eisenbahnnacht. Herr von Stetten sieht ihr zu, wie sie schläft. Es hat etwas Rührendes und unbeschreiblich Ermattetes um dieses schlafende Gesicht. Draußen stampft die Nacht schnell am Zug vorbei, mit viel Schwärze und Dunkelheit und seltenen Lichtern und fahlen Stationen. Die Grusinskaja schauert im Schlaf. Stetten nimmt seine Reisedecke, die warm ist von seinem eigenen Körper, und breitet sie über die fremde Dame. Die Grusinskaja erwacht davon ein wenig, sie lächelt sehr sanft und flüstert: „Danke. Das ist — sehr gut von Ihnen. Sehr gut.“ Sie ist geborgen in der Wärme und überaus dankbar.

Der fremde Herr ist sehr gut zu mir, denkt sie schlaftrunken. Ich bin es nicht gewöhnt, daß man für mich sorgt. Mit mir ist man nicht zärtlich. Man hat Angst vor mir. Berühmte Menschen haben es immer kalt. Es gibt Leute, die sich meinetwegen erschossen haben. Aber gut war man noch nicht mit mir. Warm zugedeckt hat mich noch niemand. Ich liebe Lisa. Aber auch Lisa ist mir fremd.

„Danke,“ sagt sie nochmals ganz deutlich, obwohl sie wieder schläft und eine Stunde inzwischen vergangen ist.

Bitte, bitte, denkt Herr von Stetten; es ist gern geschehen. Es ist hübsch, einer schlafenden Frau zuzuschauen. Es ist noch hübscher, sie warm zuzudecken, ein wenig über ihre Glieder hinzustreichen, wenn auch aus einer gewissen Distanz. Sieh, jetzt lächelt sie mit geschlossenen Augen. Vielleicht macht sie sich über mich lustig. Vielleicht erwartet sie so etwas wie eine Anknüpfung, ein kleines Reiseabenteuer von mir? Ach, meine schöne fremde Dame, damit ist es leider nichts. Damit ist es leider aus und vorbei. Man reist zur Hochzeit. Man muß die Augen steif halten. Man hat manches Angenehme hinter sich, aber von



„ . . . da sahen sie nun wie Kinder zusammen . . . “

jetzt an wird der Weg schnurgerade. In drei Tagen bin ich verheiratet, in drei Tagen fahre ich mit einer andern Frau so durch die Nacht, mit einer, die ich kenne und die ich liebe, mit meiner eigenen Frau, und das ist etwas anderes als so eine winzige, prickelnde Reise- und Jungesellenneugierde . . .

Das ist es ungefähr, was Herr von Stetten denkt. Der Zug rennt dampfend durch die Nacht, die Räder singen eisern. Die Maschine setzt ihre äußerste Geschwindigkeit ein, sie tobt Schnelligkeit aus ihren Gliedern. Kleine Stationen flitzen auf, schießen nach rückwärts, ein Stellwerk, Signale, ein Licht, ein Semaphore, und wieder nur Nacht, undurchdringlich über weiten Feldern.

Plötzlich geschieht etwas Unbeschreibliches. Plötzlich ist ein ungeheurer Stoß da, ein Schrei, etwas Knirschendes, Klirrendes und Tödliches. Dann wird alles finster und stürzt ins Bodenlose.

*

Als Stetten die Besinnung wiederfand, war er in der Hölle, in einer brüllenden, glühenden, pressenden Hölle. Eisenbahnunglück — begriff er dunkel, versuchte zu atmen, konnte es nicht. Auf seinem Rücken lag etwas Ungeheures, drückte ihn flach in die Finsternis und war daran, ihn zu töten. Schmerzen hatte er keine, aber seine linke Hand war ihm abhanden gekommen, er fand sie nicht, sein Gefühl hörte bei der



... was denkt sie, was fühlt sie, wer ist sie?" ...

Schulter auf, die riesengroß erschien. Irgendwo schrie und klagte es mit tausend Stimmen tierisch und verzweifelt. Stetten stemmte sein Knie unter sich, in Warmes, Nachgiebiges, das bewußtlos stöhnte. Er preßte den Rücken mit äußerster Kraft gegen das Lastende an, er empfand eine Lockerung, er errang einen Atemzug. Die rechte Hand tastete umher wie ein selbständiges Wesen, um Rettung und Ausweg. Sie griff in einen geöffneten Frauenmund, sie spürte ein feuchtes Hauchen, sie glitt in warmes Blut. Stetten wurde wieder bewußtlos. Lange nachher geschah ihm ein zerrender und gewalttätiger Schmerz, dann atmete er, dann erwachte er und war gerettet.

Er lag auf Gras, bergab den Bahndamm, man leuchtete ihm mit einer Fackel ins Gesicht. „Scheint unverletzt,“ sagte jemand, der Arzt sein mochte. „Quetschung der linken Hand, weiter nichts. Können Sie jetzt aufstehen? Vermissen Sie noch jemanden?“

„Die Frau —“ murmelte Stetten und taumelte auf; er schwankte noch, aber er konnte stehen. Die linke Hand hing ihm blau und lahm und angeschwollen herab, in der rechten hatte er ganz deutlich noch das Gefühl, mit dem er ohnmächtig geworden war: Blut, ein geöffneten Mund, der dünn und feucht atmete . . .

Der verunglückte Zug schrie und stöhnte. Vorne brannte der umgestürzte Kohlentender mit steiler Flamme, in der Helligkeit war ein Bewegen und Wimmeln. Fackeln liefen hin und her, Helme glänzten, weiße Arztkittel bückten sich über Tote und Verletzte. Das Gewimmel trug verworrene, höllenhafte, Breughelsche Züge. Stetten konnte nicht hinsehen. Er taumelte hinter zwei Männern her, den Bahndamm hinauf, oben grub man etwas aus Trümmern hervor; Stetten streckte die gesunde rechte Hand hin und versuchte zu helfen. Ihm wurde besser und klarer.

„Sie haben Glück gehabt; auch Ihrer Frau ist nichts geschehen,“ sagte man

ihm. „Können Sie selbst zum Auto gehen? Vorne werden die Verletzten abtransportiert.“

Stetten stand da und bekam die Grusinskaja in den Arm gelegt. Sie hing schwer an ihm, sie war noch nicht ganz bei Bewußtsein, aber sie konnte gehen. Sie hob ihre schmalen Tänzerinnenfüße wie im Schlaf und schleppte sich an Stettens Arm vorwärts. Von der Wange zum Hals sah er im Fackellicht eine Schnittwunde mit dunklem gerinnenden Blut in ihrem Gesicht.

Vorne, wo die beiden zusammengestoßenen Züge ineinander verbissen waren wie kämpfende Urtiere, hatte man die Katastrophe schon organisiert. Die Toten lagen stumm und zufrieden auf weißen Tüchern. Die Verstümmelten und Schwerverletzten wurden auf Bahren gelegt, Autos fuhren langsam und behutsam mit ihren stöhnenden Lasten in die Nacht hinein. „Das will ich nicht —“ murmelte die Grusinskaja, noch immer wie schlafend. Sie sprach russisch. „Wir leben ja, wir beide leben ja noch —“ antwortete Stetten deutsch. Er ging nun schon ziemlich sicher und gerade und half der Frau, die an ihm hing. „Leichtverletzte ins Dorf!“ sagte jemand. Dann lag Stetten neben der Frau im feuchten Heu und wurde fortgeführt.

Das war nur wie geträumt. Flackerchein und dumpfes Kommando und schreiender Schmerz des Unglücks entfernte sich von ihnen, und dann wurde die Nacht dunkel und still über ihnen. Sie lagen geborgen im Heu, der Duft von Juniwiesen drang daraus hervor. Ueber ihnen war ein großer Sternenhimmel, der aussah, als wandere er mit ihnen. Chausseebäume streiften mit flüsternden Zweigen über sie hin. „Wie gut —“ murmelte die Grusinskaja und legte den Kopf auf Stettens Brust zu recht. Aus der Traumhaftigkeit des Hingleitens und Gefahrenwerdens versuchte er sich zu erwecken und zu begreifen.

Sie lagen auf einem kleinen Hand-

wagen, der mit Heu bedeckt war. Ein Mensch war vorgespant, der sie gleichmäßig durch die Nacht hinzog. Noch schwärzer im Schwarzen wuchs ein Waldsaum, ein Licht stand fern und wurde winkend zur Nähe, ein Mühlenwehr rauschte verschollen wie aus Kindersommern. Vor einem niedrigen Hause warteten dunkle, scheue, flüsternde Menschen.

„Das sind Gerettete,“ sagte der ziehende Mensch und blieb stehen. Eine Frau trat mit einer Stallaterne aus dem Haus und antwortete: „Es ist alles hergerichtet. Bring sie hinein.“

„Die Frau ist ohnmächtig, Franz soll sie heben,“ sagte der junge Mensch und wischte den Schweiß von seinem Hals. Stetten war schon abgestiegen; die Grusinskaja griff nach ihm, sie legte die Arme um seinen Hals und flüsterte etwas Russisches.

„Ich trage die Frau selbst,“ sagte Stetten. Die Frau gehörte zu ihm, sie war seine Genossin geworden in der gemeinsamen Gefahr. Er hob sie auf, sie war überraschend leicht, seine verletzte Hand schmerzte, aber es ging. Drinnen in der Stube brannte die Lampe, war das große Bauernbett frisch überzogen, atmete es von Geborgenheit und Rettung. Die Müllerin ging auf Strümpfen hin und wider, einsilbig und scheu, denn ihr waren die Menschen unheimlich, die der Tod gestreift hatte. Sie brachte Kornschnaps und Tee und warmes Wasser, sie entkleidete die Frau und wusch sie und legte sie in die mächtigen Bauernkissen. Sie wünschte eine gesegnete Nacht und ging, und hinter der Tür schlug sie ein Kreuz.

Kaum war Stetten mit der fremden Frau allein in dem unbekanntem Raum, kaum hatte er zwei Gläser Schnaps getrunken, da überkam ihn ein brennendes, übermäßiges, ein geradezu schreiendes Gefühl des Lebens.

„Aber wir leben ja, wir leben, wir leben!“ rief er ausbrechend und ging heftig im Zimmer auf und ab. „Es hätte schlimm werden können, es hätte schief

gehen können — aber alles ist gut. Wir leben!“

Er blieb vor dem Bett stehen und nahm die gelbliche Hand, die gelöst auf der roten Bettdecke lag. „Begreifst du, was das heißt: Leben?“ sagte er inständig. Er sagte du. Er merkte es nicht einmal.

Die Grusinskaja schlug die Augen auf, sie schaute ihn mit ihrem sanften, schwarzen Tierblick an und zog seine Hand näher an sich, in ihre Wärme, an ihren Mund. Er erschrak vor dem Druck ihrer Lippen; auch aus ihnen stieg die Gewalt des Lebens auf und überströmte ihn. „Du bist gut. Ich danke dir, du bist gut zu mir. Nie war jemand so gut wie du —“ flüsterte die Grusinskaja, zuerst auf russisch — es klang wie Vogelgirren — und dann, sich besinnend, auf deutsch. Er nahm ihr seine Hand fort und ging ans Fenster. Draußen lag eine kühle Nacht, mit sacht bewegten Blütenzweigen.

Ja, Stetten flüchtete sich an die Kühle und Stille dieser Nacht. Er ist allein mit einer fremden Frau, die beinahe mit ihm gestorben wäre. Spürt sie es auch so stark, wie dies verbindet? Schmettert das Lebendigsein die gleichen Fanfaren in ihr Blut? Was ist es mit dieser Frau, die da im Bett liegt, was ist es mit diesen langen, schmalen Gliedern, die er aus der Hölle getragen hat. Was denkt sie, was fühlt sie, wer ist sie? Von welcher Art ist das Leben, das ihr gerettet wurde? Und — warum atmet sie so heimlich, so verhalten unter dem dünnen Seidenhemd . . . ?

Er sieht zu ihr hin, sie lächelt mit geschlossenen Augen. Vor diesem Lächeln erschrickt Stetten. Er ist nachtwandlerisch müde und zugleich überwacht, erregt bis auf den Grund. Was für eine Nacht, — mein Gott, was für eine Nacht, denkt er, und ist sich selbst fremd.

Plötzlich fängt die Grusinskaja zu flüstern an, sie hält die Augen geschlossen und flüstert russische Worte, und dabei umschließt sie ihre linke Hand mit der rechten, das ist eine Bewegung

voll Leidenschaft und Verhaltenheit. Stetten versteht kein Wort, aber die Grusinskaja erzählt ihr ganzes Leben.

„Es war nichts. Es war noch nichts,“ flüstert sie; „jetzt erst fängt es an. Ich habe gelebt, ich weiß nicht wie. Nichts gespürt, nichts erlebt, keine Sehnsucht gehabt. Nur Ehrgeiz. Nur Arbeit. Nur die Jagd und die Hetze und die Müdigkeit und das Frieren. Immer allein gewesen, immer. Innen ganz leer und kalt und ohne Gefühl. Die Arbeit hat mich aufgefressen. Eine Frau war ich niemals. Das Leben habe ich versäumt. Meine Kindheit war verschüttet. Nur geübt, geübt und gelernt, und die schmerzenden Knochen und die Müdigkeit. Nur der Uebungssaal und das kaiserliche Institut und die strengen Gouvernanten und der Ballettmeister. Und dann die Karriere. Und dann der Fürst, der mich in sein Bett befohlen hat, wie ich siebzehn war. Und dann das Kind, das man mir fortgenommen hat. Und dann nichts mehr. Nur dieses abgestorbene Gefühl ganz innen, und außen der Erfolg. Im Traum manchmal — ja — im Traum habe ich manchmal das Leben gespürt. Im Traum war ich zuweilen eine Frau und habe Sehnsucht gehabt und Küsse gegeben und ein Traumbild umarmt. In der Wirklichkeit habe ich noch nicht gelebt. Und dann das Aelterwerden, und die Angst, und die krampfhaftige Anstrengung, und der Kampf. Schönbleiben! Leichtbleiben! Noch immer tanzen können, noch immer nicht das Feld räumen. Und der Erfolg immer mühsamer und die Reklame immer größer. Die ersten Falten am Hals und an den Schläfen — und die grausamen Operngucker. Alt: bald Vierzig. Großmutter. Und noch nicht gelebt, noch niemals, niemals das Leben gespürt, noch nie mich selbst gespürt und gespürt, daß ich eine Frau bin. Aber heute fängt es an. Heute — heute spüre ich das Leben. Aus dem Tod heraus spüre ich es, es ist heiß und sehr süß und macht Angst. Ich sehne mich, oh, ich sehne mich. Herrlich ist es, sich

selbst zu spüren. Du sollst mich lieben, fremder Mensch, du sollst gut zu mir sein. Ich möchte dich umarmen, wie ich mein Traumbild umarmt habe. Du sollst nicht so weit entfernt und fremd sein, ich will dich nah haben, ganz nah, ganz nah —“

„Hast du Schmerzen? Fieberst du?“ fragte der Mann am Fenster, als das Flüstern wartend verstummte.

„Nein. Jetzt ist alles gut. Alles ist wunderbar gut,“ sagte die Frau leise und deutsch. Stetten wendete sich zu ihr hin, da öffnete sie die Augen und schaute ihm entgegen.

Und so voll Kraft und Sehnsucht war dieser Blick, so durchscheinend in seiner schwarzen Tiefe, so rufend in seinem Frauenhunger, daß alles sich verwandelte, daß der Mann wie unter einem Ansturm an sein Herz griff und neben dem Bett in die Knie sank.

„O Gott, Frau, wie bist du schön,“ murmelte er mit versagendem Atem und zog ihre Hände zu sich herunter. „Was ist das? Was geschieht mit uns? Spürst du es auch so? Du bist schön, du bist schön, du bist schön —“

„Sprich nur. Sprich nur,“ flüsterte die Grusinskaja. „Du hörst mir. Ich habe dich aus der Hölle hergetragen. Jetzt hörst du mir.“

„Sprich nur, sprich nur, sage mir alles.“

„Es ist alles anders geworden. Es ist nichts mehr auf der Welt als ich und du.“

„Nichts mehr, nichts,“ murmelte die Frau. „Nur daß wir leben . . .“

Die Lampe brannte noch kurze Zeit und erlosch dann. Das Mühlwehr rauschte, Zweige schlugen sanft an das Fenster.

Am Bahndamm hatte man vierzehn Tote geborgen.

*

Es ist beinahe sicher, daß es nur eine Panik war, was die beiden Menschen einander in die Arme warf. Die gemein-

same Gefahr, die Errettung, die Todesangst und der Heißhunger nach diesem neuen, neugeschenkten Lebensmolz zu einem einzigen, brennenden und bittersüßen Rausch in ihnen. Aber noch von anderer Art war diese Panik. Schien es ihnen heute, hier, in dieser traumhaft namenlosen Fremde, nicht so, als hätten sie ihr Leben versäumt, als wäre Unwiederbringliches nachzuholen, bevor ein Ende kam? Sie hatten abgeschlossen gehabt, beide; die Frau war gestern Großmutter geworden, der Mann sollte morgen heiraten und fortan die nüchternen Straßen der Ehe dahintraben. Da würde ihnen noch dieses letzte, allerletzte Erlebnis zuteil, dieses Geschenk, diese unvergleichliche Gnade. Da lagen sie nun umschlungen in dem großen fremden Bauernbett und stammelten verzückte kindliche Worte, und nannten es Liebe, was ihnen geschah.

Zwei Hähne krähen, ein alter, der es schon gut kann, und ein junger, der erst Studien macht; die Sonne geht auf, ein Morgenwind läuft über die Wiesen und stößt an das Fenster, der Tag fängt an. Nichts von Ernüchterung, alles ist verzaubert und noch nie dagewesen. Gibt es denn auf der ganzen Welt noch eine einzige Frau, die so schön und beglückend ist wie diese hier? Oder einen Mann, so stark, so gut, so männlich schützend und besorgt? Oder einen Himmel, leuchtend und durchscheinend, mit



„... aber das ist ja nicht möglich!“

kleinen besonnten Wolken, aus denen es Glück herunterregnet, Stunde um Stunde? Wie ihre Hände sich suchen und finden, wie ihre Schritte ineinanderklingen über die Tauwiesen hin, wie ihre Stimmen gemeinsam wandern und sich Heimlichkeiten erzählen, in den vogelsingenden Morgen hinein . . .

Die Bahnstrecke ist noch gesperrt, so meldet der Müller. Nun sind sie wie auf einer Insel, glückselige Gefangene, zu

denen die Welt nicht eindringen kann. Sie gehen herum und entdecken Wunder über Wunder. Die Müllersleute sind voll Zartgefühl und lassen die „Geretteten“ ihrer Wege ziehen. Die Müllerin hat von den vierzehn Toten berichtet, da wurde die Frau gleich weiß, und der Mann muß sie stützen und in das Gärtchen führen, an dem so still, so säuf-tigend der Mühlbach vorbeifließt. Da sitzen sie nun aneinandergeschmiegt und sprechen allerhand.

„Wie heißt du denn? Wie soll ich dich nennen?“

„Nein, nicht — keine Namen.“

„Ja, du hast recht. Einzige, Einzige. Nichts soll bis zu uns kommen von draußen.“

„Draußen — hörst du andern Men-schen — du?“

„Niemandem. Ich gehöre nur dir.“

„Wie lange?“

„Immer. Immer. Und du? Ich muß dich fragen: Hast du einen Mann? Hast du Kinder, die du liebst — und die dich mir wegnehmen werden?“

„Nein. Nichts. Ich bin allein.“

Nun, das sind Worte. Sie berauschen und reißen in Abenteuer hinein. Man verleugnet Familie und Braut, Tochter und Enkel und weiß es nicht einmal. Es ist einer von den Tagen, wie jedes Leben sie nur einmal hat, so erfüllt, so glücklich, so ohne Rest und Wunsch. Sie wandern herum, sie finden den Wald, die Wiesen, beblumte Feldraine, schat-tigen Bachrand, die kleine Madonna in der Dorfkirche, den verträumten Friedhof mit seinen stillen Hügelchen. Die Landschaft wird eine große, entzückende Bühne, auf der sich die Geschichte ihrer Liebe abspielt.

„Erzähle mir von dir. Wie bist du, wie war dein Leben bis heute?“ fragt die Frau.

„Mein Leben, mein Gott, mein Leben! Siehst du dort den Ackergaul? Er zieht den Pflug. Eine Furche hin, eine Furche zurück. Und jede Furche muß schnur-gerade sein und eine immer genau wie

die andere. Da hast du mein Leben. So war es — bis heute,“ antwortete der Mann. „Und du — wie hast du gelebt?“

„Ich? Ach, ich bin nur — eine Biene. Weißt du wie Bienen leben? Ich habe davon gelesen. Die Biene arbeitet, arbeitet, arbeitet. Sie ist nie müde, sie tut ihre Pflicht. Aber es ist etwas Schreckliches und Geheimnisvolles mit den Bienen: sie haben kein Geschlecht. Das ist es, siehst du! Nur eine einzige von ihnen ist Frau. Die darf einmal im Jahr auffliegen und schwärmen. Die ist Königin . . .“

„Du Liebe, wie du das erzählst —“

„Ja. Heute bin ich Königin,“ flüstert die Frau leise und legt ihr Gesicht in seine Hände.

Das ist vormittags, auf der Waldlich-tung, daß sie so sprechen. Es duftet ganz fein, nach besonnten Lärchen und nach Heckenrosen, die nächstens aufblühen werden. Sie gehen heim, sie machen einen Bogen um das Dorf, wo die andern „Geretteten“ mit übernächtigen Gesich-tern vor den Häusern stehen und über verlorenes Gepäck und versäumte Zeit jammern. Sie selbst sehen mitgenommen aus, die Kleider zerrissen, versengt, be-schmutzt, die Gesichter blaß, die Augen fieberhaft. Aber ihre Verletzungen spüren sie nicht mehr. Beim Mittags-essen müssen sie den Müllersleuten ein wenig von der Katastrophe berichten, das regt auf und macht müde. Nachher gehen sie hin und lassen sich in einem kleinen Kahn das Flößchen hinunter-treiben, immer unter dem Schatten der überhängenden Erlen und Weiden hin. Jetzt sind sie schon weiter gekommen in ihren Gesprächen. Jetzt wird schon von der Zukunft geredet, von dieser nebel-haft drohenden Zukunft, die heute oder morgen beginnen wird — sobald die Züge wieder verkehren.

„Ich wollte, daß nie mehr, nie mehr ein Zug hier in die Nähe käme. Daß man uns ganz vergißt. Daß es immer so bleibt wie heute —“ sagt die Gru-sinskaja.“

Fortsetzung auf Seite 122



Das Kind und die Landschaft: Garten / *Lucie Kirdner (10 Jahre)*

Zu dem Artikel auf der nächsten Seite.

In diesem Bild erreicht das Kind in seiner Naivität eine Wirkung, die von modernen Malern vielfach vergeblich erstrebt wird.



Häuser. Beßgenmann (12 Jahre), III. Klasse.
Mit höchstem, unbewußtem malerischen Empfinden sind hier leuchtende Farbklänge zu starkem Eindruck zusammengefügt.

Erstaunliche Leistungen



Kindlicher Landschaftsmalerei:
Der See. B. Schade (14 Jahre), Oberklasse, 174. Gemeindeschule.
Die entzückende Zartheit dieser Frühlingslandschaft könnte einem großen Maler kaum besser glücken.

Kindlicher Landschaftsmalerei:

Das Kind und die Landschaft

Diese Zeichnungen und farbigen Bildehen, die die Kinder, Schüler Berliner Gemeindeschulen, in den Ferien machten, atmen ihre große Feiertagslust und Freude aus. Wie eifrig mögen sie hinter ihrem Papier gehockt haben, mit wie heißen Backen mögen sie das gestaltet haben, was ihnen den größten

Eindruck gab. Sie alle haben noch die köstliche Konzentration, diese Vertiefung in die Sache, die die Meister der primitiven Kunstepochen so anziehend macht.

Und schon bei diesen Kindern scheiden sich die Geister: hier die Sachlichen, die kleinen Realisten, dort die zarteren

Kindergemüter, die kleinen Dichter. Die einen zeigen mit technischem Ernst und treuester Sachlichkeit klar und nüchtern nicht nur das Bauernhaus, in dem sie in den Ferien wohnen durften, nein, sie haben auch genau aufgepaßt, wie die großen Türen der Scheune in den Angeln hingen und wie sie geschlossen werden.

Oder sie zeichnen einen Bahnhof und lassen kein Zinkornament auf dem Dach aus; sie scheuen keine Arbeit; mit unermüdlichem Fleiß malen sie tausend Fensterkreuze hin, soll eine Großstadtstraße dargestellt werden. Windmühlen, Kähne, große Schiffe, die Mole, das Meer, immer ist es ihnen eine großes Erlebnis

gewesen, diese Dinge näher kennenzulernen. Aber am meisten lieben sie die Eisenbahn, wenn sie weit hinten in der Landschaft, einem Spielzeug gleich, dahinläuft und die Lokomotive große Rauchwolken auspufft. Die anderen Kinder, weicher, verträumter, geben sich mehr der spielerischen Stimmung hin oder den landschaftlichen Stimmungsreizen. Es ist erstaunlich, wie es ihnen manchmal gelingt, mit ihrem doch so naiven Gekritzel den Sonnenglast auf dem Erntefeld darzustellen und etwas

davon mitzuteilen, was sie angesichts der schweren, goldenen Ernte, die da eingehemst auf dem Kornacker stand, empfunden haben. Oder sie schenken ihre Liebe dem Waldgetier, den Pflanzen, den Tannen und Birken. Die höchste Lust scheint vielen die Wiese mit den Blumen, und mit entzückender Zartheit versuchen sie, die tausend Blütensterne nachzubilden, mit denen die Gebirgswiese bestickt zu sein scheint. Oder so ein Kind fängt mit seinem unverbildeten Wesen jene Abendstimmung über feuchter



Harzreise.

Margarethe Jarrasch (17 Jahre), Klasse I M, 169. Gemeindeschule.

Die Stille einer Mondnacht ist von diesem kleinen Mädchen fast mit der Kraft eines Caspar David Friedrich eingefangen.



Erich Stiller, 227. Gemeindeschule, Thielplatz.

Die erstaunliche Leistung eines Elfjährigen, die an Blätter von van Gogh erinnert.

Wiese ein, wenn der Mond geisterhaft und unwahrscheinlich groß hinter den Tannen aufgeht und die Dämmerungsfarben noch alle den starken Nachklang der Tagfarben haben. Es ist ganz erstaunlich, wie ätherisch leicht die Kinder manchmal Wolken herausbekommen; aus ein paar lächerlichen Wasserfarbentflecken werden manchmal durch die Kraft der Empfindung wirkliche Lämmerwölkchen, die sich schön im Teich spiegeln. Trotzdem die kleinen Künstler sich verzeichnen, trotzdem sie die Perspektive verfehlen, gelingt es ihnen — man kann nur sagen: wie durch ein Wunder — gelegentlich, die Weite einer Landschaft herauszubekommen und selbst dann zu überzeugen, wenn sie, mit einer

ganz lustigen, naiven Kühnheit von der Naturfarbe abweichend, kolorieren. Der Zeichenunterricht ist eben heute so gut, daß er dem Kinde die Mittel an die Hand gegeben hat, sich frühzeitig wirklich auszudrücken.

Da gibt es allerlei weiche Stifte, die dem, was man hinzeichnet, schnell Form verleihen, da gibt es köstliche Pastellkreiden, mit denen rasch ein Farbton angelegt werden kann, da hat der Lehrer frühzeitig darin unterwiesen, wie man mit Wasserfarben und dem Pinsel umzugehen hat, während die kindlichen Zeichenversuche der älteren Generation mit abscheulich harten Bleistiften geschahen und ihre nur zu häuslichem Nebenspaß erlaubten und in der Schule

damals verpönten Tuschversuche sich im wesentlichen auf Verschwendung des feurigsten Rots, Grüns oder Blaus beschränkten und die Angst vor dem Ueberklecksen der Umrißzeichnung ihren lähmenden Einfluß ausübte. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Kinder heute viel mehr Bilder sehen, als es früher der Fall gewesen ist. Im Zeitalter der Ansichtspostkarte, der Zeitschriften, der Reklamekunst, vor allem aber der Bilderfibel nimmt das begabte Kind unbewußt doch vieles auf, was ihm technisch hilft, sich gestaltend auszudrücken. Ganz wunderbar und unerklärlich bleibt trotzallem der, man möchte fast sagen: manchmal raffinierte Farbengeschmack, den einigermaßen begabte Kinder schon mit fünf, sechs Jahren beweisen. Künstler, und nicht

die schlechtesten, haben mir gestanden, daß sie froh wären, wenn ihnen so kühne und so abgestimmte Farbenklänge einfallen würden, wie sie Kinder zuweilen, ganz mühelos drauflostuschend, zustande bringen.

Und jeder, der nicht gerade in der photographisch genauen und korrekten Nachbildung der Wirklichkeit das höchste Kunstideal sieht, jeder also, der so viel Phantasie hat, um sich willig von der reizend naiven Einbildungskraft eines Kindes mitführen zu lassen und ihm auf seine niedlichen, drolligen und abenteuerlichen Wege zu folgen, muß entzückt sein von den Empfindungen und der Fabulierlust, die künstlerisch begabte Kinder beseelen, und von dem allerliebsten Humor, den sie beweisen.

Carl Schnebel.



Hertha-See.

Margarethe Scheffnicht (14 Jahre), Oberklasse, 150. Gemeindeschule.

Eine romantische Landschaft, bei der vielleicht eine Ansichtskarte als Vorlage eine Rolle gespielt hat.

Strindbergs Ehefrauen

Von Carl David Marcus

Weshalb hat Strindberg, der als freier Schriftsteller und Forscher in verschiedenen Ländern lebte, nicht den Weg der freien Liebe gewählt; weshalb drängte es ihn ununterbrochen zur Legalisierung seiner Gefühle? Es mag sein, daß er in diesen bürgerlichen Anschauungen aufgewachsen ist und daß ein freies Liebesverhältnis in den siebziger Jahren in der kleinen schwedischen Hauptstadt ein Unding gewesen wäre; sicherlich sind auch seine Entschlüsse, wie revolutionär er auch in mancher Hinsicht ist, sozial betont — und doch ist dies nicht die letzte Erklärung. Er hätte ja auch ohne Frau leben können wie Nietzsche, den er bewundert hat! Aber gerade dies war ihm das Unmöglichste von allem, es drängte ihn zum Heim, zum Kinde fast ebenso stark, wie es bei Björnson der Fall war, nur daß es immer tragisch ausging.

Indessen, man hüte sich, zu glauben, die Ehen Strindbergs wären nur eine ununterbrochene Serie von dramatischen Szenen gewesen; man möge doch die Ehedramen nicht mit dem Eheleben verwechseln! Die ersten Jahre seiner ersten Ehe waren voll Glück und Sonne, seine Dichtung ward gefördert, seine Lebensanschauung froh und strahlend. Man weiß dies um so sicherer, als gerade vor kurzer Zeit ein großes, wichtiges Buch über seine erste Frau er-

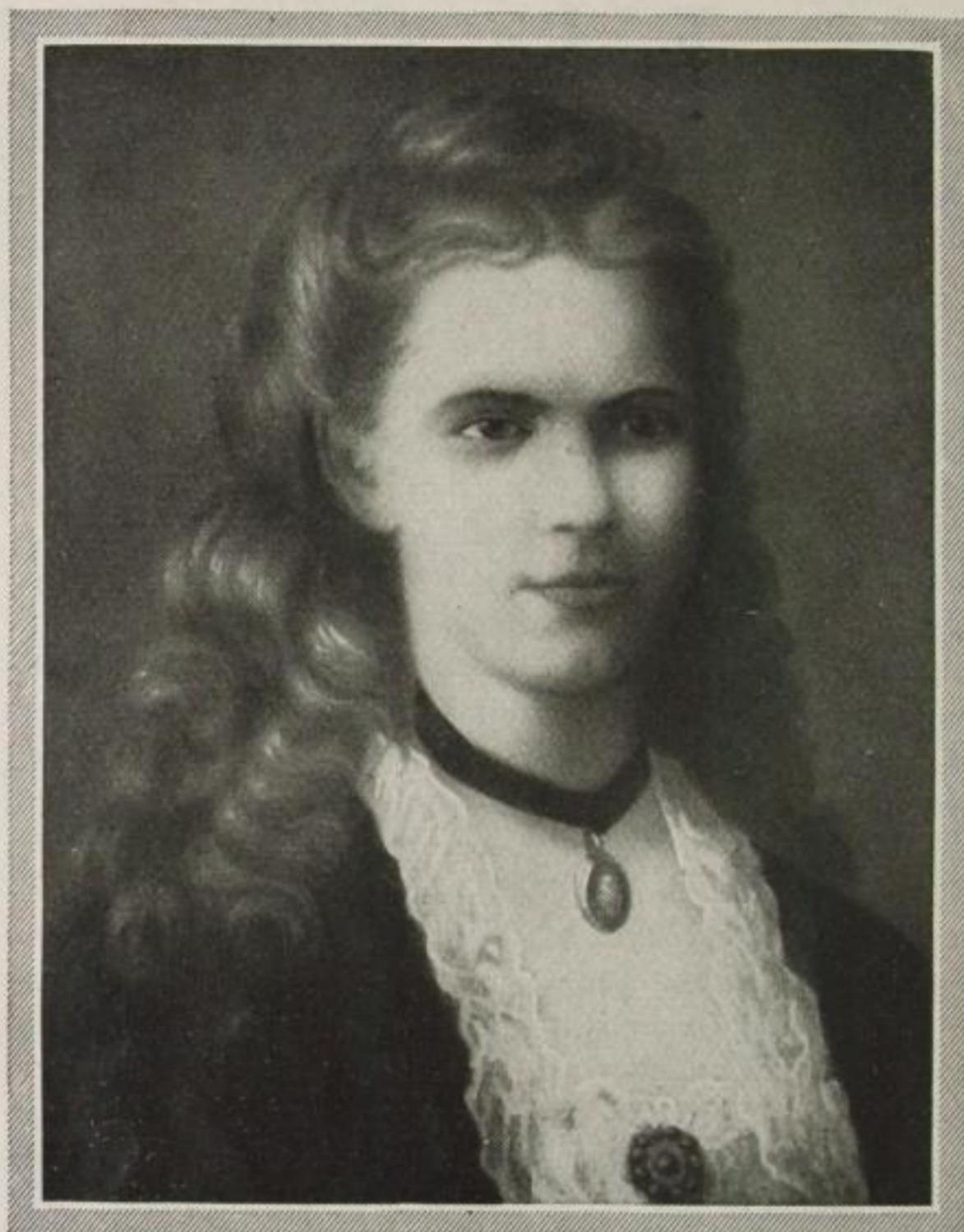
schiene ist, geschrieben von seinem ersten Kinde, Karin Smirnoff (Strindbergs erste Frau, Stockholm 1925).

Wer war sie, jene Frau, die von allen den größten Einfluß auf ihn ausgeübt, mit welcher er trotz aller Kämpfe fast 15 Jahre zusammengelebt hat, und der er einen Lorbeerkrantz ins Grab sandte, als sie ein paar Wochen vor ihm starb. Wissen wir anderen, wir Unbeteiligten jemals, wer oder wie ein Mensch war? Jeder trägt sein eigenes Geheimnis durch das Leben, und wir können uns von jedem Menschen nur ein ungefähres Bild machen. Sie stammte vom schwedisch-finnländischen Adel ab, wurde in Finnland auf einem Gut erzogen und hieß Siri von

Essen. Sie war, wie die meisten jungen Mädchen ihrer Generation, schwärmerisch veranlagt, musikalisch, sie schreibt Briefe über Blumen und Frühling, verliebt sich rasch und vergißt es noch rascher. Dann stirbt der Vater; die Mutter geht mit der Tochter nach Stockholm, und hier fällt Siri auf. Sie tanzt gut, ist graziös, lustig, man wirbt um sie. Und der Glückliche wird ein Hauptmann Wrangel, der gut aussah, aber nicht sonderlich intelligent war. Siri war noch nicht recht wach, in ihr lebte eine Sehnsucht nach der Bühne, aber als Gattin eines Offiziers war ihr der Weg versperrt. Da tritt der junge, schonnamhafte Schriftsteller



Strindberg im Jahre 1906



Siri von Essen

Nach einem Pastellporträt von Maria Röbt

Strindberg ihr in den Weg, und es dauert nicht lange, bis die Anziehungskraft nicht zu überwinden ist, obgleich beide sich redliche Mühe gegeben haben; der gute Hauptmann hatte sich indessen für eine junge Cousine zu interessieren begonnen. Sie schreiben sich Briefe, die jetzt veröffentlicht werden und wohl die wichtigsten Dokumente zum Verständnis für Strindbergs Liebesgefühle darstellen — „Er und Sie“ heißt das Buch. Seine Briefe zeugen von einer ungewöhnlichen Leidenschaft, die vor keinem Ausdrucke zurückschreckt, und sie paßt sich ihm in echt frauenhafter Art an. In ekstatischen Worten preist sie die seelische Liebe, aber — — — Und immer stärker wird ihre Sehnsucht nach der Kunst der Bühne, nach der Freiheit, nach Betätigung. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die ganze lebhafteste Frauenbewegung auch sie mitge-

rissen hat. Im Frühjahr 1876 schreibt sie:

„Mein Geliebter — mein einziger Freund — Bruder — Verlobter — oder wie Du heißen sollst — ich weiß es nicht — für mich bist Du alles dies — wofür die Welt Dich hält — das weiß ich nicht. Gleich gut, mein Geliebter bist Du doch, wenn ich auch nicht vor der Welt lüge, indem ich sage, ich hätte Dich Zeit meines Lebens als einen Bruder ansehen können. Jetzt sind wir doch so weit gekommen, so weit, daß die Trennung zwischen mir und Gustav entschieden ist. Es ist so sonderbar, alle Erinnerungen werden zerrissen, alle Bande gehen entzwei, und das Urteil der Welt muß ich tragen — sie unschuldig tragen — das ist immerhin ein Trost.“

Und er antwortet:

„Wenn ich schreibe, will ich groß sein; laß mich sonst Dein kleines Kind sein, und Du weißt nicht, wie ich Dich lieb habe vom Grunde meines Daseins; wie eine Mutter, eine Schwester — alles, was Du willst, nur nicht eine Geliebte! Laß mich Dein Kind sein, aber verachte mich deswegen nicht.“

Weißt Du, was ich gestern abend tat. Du wirst unglücklich, wenn Du es erzählst! Ich betete für Dich! Bei Gott oder Jehovah — ich weiß nicht bei wem, nur bei jemandem, der stärker war als ich! Nicht ich bin stark! Wer hat das gesagt?! Aber Du! Ich weine ja, wenn Du fort bist!“

Obgleich Siris Mutter sich heftig widersetzte, erfolgte die Scheidung und dann die Vorbereitungen zum Auftreten. Es ging gut ab, die Kritiken waren sehr freundlich, sie erhielt ein Engagement am Staatstheater. Überhaupt zeigt das neue Buch, daß sie als Schauspielerin mehr Erfolg gehabt hat, als man annahm; sie war vier Jahre beschäftigt und ging nur auf Strindbergs ausdrückliche Bitte ab, sie hat verschiedene von ihm und für sie geschriebene Rollen ausgezeichnet verkörpert,



Harriet Bosse, Strindbergs dritte Frau, als „Die Dame“ in „Nach Damaskus“

aber ein Hindernis war es, daß sie in dieser Zeit mehrere Kinder gebar. Es muß in ihr ein heftiger Kampf entstanden sein zwischen ihrer Liebe und ihrer Kunst. Sie ahnte wohl, daß nach den vier ersten glücklichen Jahren ein Unheil nahte, und nicht gern ging sie mit der Familie auf die große Reise ins Ausland. Strindberg war sichtbar nervöser geworden, seine Kampfstellung offensichtiger, und Geldmangel stellte sich ein, sie waren beide keine hervorragenden Sparer; eine Freundin, die Strindberg im Auslande besucht hat, gibt eine hübsche Schilderung von Siri: sie sei eigentlich nicht für den Haushalt geschaffen. In den Jahren der wachsenden Krisis Strindbergs hat sie furchtbar gelitten, sicherlich alles getan, um die Einheit wenigstens nach außen hin zu bewahren, aber sie kämpfte gegen Dämonen und mußte unterliegen, sie wurde derart irritiert von Strindbergs rasch wechselnden Anschauungen, daß sie die Achtung vor ihm verlor. Sie verstand nicht sein Geheimnis, daß er — wie er es selbst in einem Briefe gesagt hat — mit Standpunkten experimentieren mußte! Sie hatte wenig Sympathie für seinen Sozialismus, noch weniger für seinen Nietzscheanismus, der ja seinen Zorn gegen die Frau, der jetzt wach geworden war, nur noch hob.

Woher der Zorn? Ja — auch hier spielen die sozialen Fragen mit. Der Dichter fand, daß die Welt und auch die Dichter — Ibsen und Björnson — sich viel zu viel mit den Frauen und der Frauenfrage befaßten und zu wenig mit dem Mann — und er hatte nicht ganz unrecht. Aber Strindberg geriet in die Stimmung hinein, die keinen Druck duldet, die in der überempfindlichsten Weise in jeder Ecke Feinde witterte. Er, der noch in seinen romantischen Dramen die Frau gerecht und nobel beurteilt hatte, der für die Frau als Gattin und Mutter eingetreten war, wurde heftig, grob in seinen Anfällen — wie zum Beispiel im zweiten Teil der Ehenovellen — und kränkte die Frau an seiner Seite. Hier läßt sich einwenden: Siri Strindberg hätte ihn beeinflussen müssen, ihn zurückführen müssen zur Normalität, aber sie hatte nicht die ursprüngliche Kraft der Gattinnen Björnsons oder Jonas Lies. Hier liegt ihre Begrenzung. Sie ist eher ein

nervöses, feingliedriges Wesen als ein Kraftweib, das übrigens durchaus nicht Strindbergs Geschmack war. Strindberg wollte weg von ihr, vermochte es aber nicht rechtzeitig, vielleicht wegen erotischer Bindungen. Nur so kann man sein furchtbares Buch, „Die Beichte eines Toren“, verstehen, das in Schweden keinen Verleger fand, auch weil man die Entstellungen dort schmerzlich empfinden mußte. Merkwürdig ist es, daß auch die Gattin zuerst nicht begriff, wie dies Buch ihrem Ruf schaden würde. Sie kannten sich zu gut, um sich merklich zu kennen! Viel, viel später hat sie einst der Tochter Karin zugeflüstert: „Ich war ihm ständig treu —“

Im Jahre 1887 traf die Familie Strindberg in Kopenhagen ein. Ein schwedischer Schriftsteller erzählt von der ersten Begegnung. Er sitzt mit dem Gewaltigen in einem Restaurant. „Durch das öde Zimmer schritt eine blondhaarige, hochgewachsene, magere Dame, gefolgt von drei Kindern und einer Dienerin. Strindberg aß sein Nachgericht, ohne mit den Augen zu zwinkern. Aber ich wurde neugierig und stellte eine unschuldige, nach seiner Ansicht taktlose Frage:

„Ich möchte wissen, wer das ist?“

Er antwortete düster: „Es ist meine ehemalige Gattin.“

Er wußte nicht, daß Strindberg seine Frau bestrafen wollte, indem er sie verneinte.

In Kopenhagen hat sie dann eine ungeheure Tätigkeit entfaltet, als es sich darum handelte, Strindbergs neue Ehedramen zu spielen, mit ihr selbst in einer Hauptrolle; es scheiterte wegen Mangels an Verständnis und an Strindbergs Launen.

Es sollte noch Jahre dauern, bis die Scheidung formell wurde; wie er noch an ihr hing, dafür sind einige Briefe Ende der achtziger Jahre Beweise. Er schreibt aus Stockholm 1889:

„Siri, ich habe so viel durchlebt, daß ich in diesem Augenblick vernichtet bin. Aber, Siri, komm zu mir mit den Kindern, und ich will Euch schützen! Euch schützen vor meinen Freunden, die mich retten wollen, indem ich Euch verliere. Bin ich geisteskrank gewesen, hatte es seine Ursachen gehabt, die ich nicht habe bewältigen können.“

Es mußte aber zu Ende gehen. Nach erfolgter Scheidung hat Siri von Essen sich in Finnland aufgehalten, zusammen mit ihren drei Kindern. Aus allen Dokumenten geht deutlich genug hervor, wie sie Strindberg niemals hat vergessen können. Sie hat ihn sehr geliebt, aber nicht ganz verstanden.

Er wiederum schreibt, er würde sich nie wieder verheiraten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er an diesen heroischen Entschluß geglaubt hat, aber das Leben hatte ganz andere Dinge mit ihm vor. Er dürfte eine Zeitlang allein gelebt haben, als beim Aufenthalt in Berlin Anfang der neunziger Jahre seine Liebessehnsucht wieder in offenbar heftigen Formen hervorbrach; es ist die berühmte Periode, deren Mittelpunkt das Stammlokal der internationalen Boheme „Zum schwarzen Ferkel“ wurde. Liest man Berichte aus dieser Zeit, so glaubt man, daß es eine reine Zufallsangelegenheit ist, daß er gerade Frida Uhl heiratete.

Frida Uhl war die Tochter eines sehr bekannten Kritikers in Wien, der sich von seiner Tätigkeit zurückgezogen hatte und in einer Villa am Mondsee wohnte. Sie war Malerin. Strindberg hat sie nicht lange gekannt, bevor die Leidenschaft bei beiden entbrannte, denn die Frauen hatten angefangen, sich sehr lebhaft für den Dichter zu interessieren, der sie verfolgte. „Ein ganz neuer Typ in meinem Leben, weich, füllig, dunkel! Und ein Racker!“ Die Beschreibung klingt, als handle es sich um eine neue Weinsorte! Sie war im Kloster in Frankreich erzogen worden, also katholisch, um dann ins Bohemeleben zu geraten! War sie wirklich ein neuer Typ. Sucht nicht jeder Mann, ohne es zu wissen, nach demselben Typ? Sie war sehr lebhaft, unberechenbar, auch graziös in ihrer Art als Wienerin und deshalb der ersten Frau sicherlich nicht ganz unähnlich. Es ist nicht viel über sie geschrieben worden — ja, Strindberg hat sie in gewissen Werken geschildert, sie und seine Ehe mit ihr, gewiß, aber noch einmal, man darf nicht ähnliche Werke als Quellen



Harriet Bosse als Puck im „Sommernachtstraum“

benutzen, um das Urbild zurückzikonstruieren! Diese Werke sind doch Dichtungen, und die Wirklichkeit ist nur Material. Und noch eins: wenn Strindberg in seiner großen Trilogie „Nach Damaskus“ die Heldin nur „Die Dame“ nennt, weiß er schon, was er tut: er weiß, daß sein Bild der Frau immer und immer auch von seinen Erlebnissen mit Siri von Essen retuschiert werden muß.

Nein, viel wichtiger sind die Geständnisse von Frida Uhl selbst. Und wenn auch nicht gedruckt, noch nicht gedruckt, darf ich wohl verraten, daß Frida Uhl noch heute und so lange sie lebt, an Strindberg hängt, und zwar ihn als Genie betrachtet. Und nicht nur den Dichter, sondern auch den genialen Synthetiker auf dem Gebiete der Wissenschaft. Sie traf mit ihm zusammen zu einer Zeit, als ihm die Dichtung nicht länger genügte und er den großen Zusammenhang in der scheinbar großen Unordnung der Dinge und Phänomene suchte. Sie war es, die in der abseits liegenden Stadt Brünn sein Diktat zum „Antibarbarus“ aufnahm, diese Anklageschrift gegen die landläufige Wissenschaft, die ihm den Ruf einbrachte, er sei jetzt endgültig irrsinnig geworden. Er wollte ja Gold machen! Er wollte die Wandelbarkeit der Elemente beweisen! Sie erzählt eine sehr hübsche unbekannte Anekdote. Ich benutze ihre eigenen Worte, die auch sie charakterisieren:

„Auf unserer Hochzeitsreise blieben wir einige Wochen im

englischen Hafenstädtchen Gravesend vor den Toren Londons. Die Landschaft war trostlos eintönig. Am meisten aber ärgerten uns die nicht endenwollenden Umzäunungen der Felder. Im Un- und Übermut liefen wir einmal um die Wette, wer eine besonders hohe Hecke zuerst übersprungen haben würde. Ich fiel, ehrgeizjagt, in voller Länge hin. Er hob mich sorglich auf, säuberte mich fein... aber nicht mich allein, sondern auch den großen dummen Stein, der mich zu Fall gebracht. Den trug er sogar heim — aber nicht vielleicht zum pietätvollen Gedenken, sondern weil er eine — wie der Volksmund sagte — aus Kreide entstandene Feuersteinbildung war, die sich gerade in seine Studien über die Aufschließung der Kieselsäure fügte. Bei allem aufrichtigen Mitgefühl, das er für



Phot. Floöin, Stockholm

Privatbild von Fanny Falkner als Neunzehnjährige

mich hatte — ich glaube, er hätte sich die unverhoffte Bekanntschaft um keinen Preis entgehen lassen...“

Strindbergs Empfindlichkeit und Überreiztheit, sein Eifersuchtswahn — alles hatte sich während des Berliner Aufenthaltes gesteigert. Es ist bezeichnend, daß er wiederholt einfach verschwand, in einem Anfall von Eifersucht. Aber es lag tiefer, er konnte einfach nicht mit irgendeinem Menschen auskommen, weil er bei allen Verfolgung witterte; seine zweite Ehe ist ein von Anfang an zu Tode verurteilter Versuch, alles mit einem Menschen zu teilen. Er nähert sich mit dramatischer Geschwindigkeit dem Tore, das in sein Inferno führen sollte — und hier mußte er allein sein. Frida Uhl schreibt aus London, wo die Geldschwierigkeiten katastrophal wurden, an Adolf Paul unter anderem (mitgeteilt von Adolf Paul in seinem Buche Strindberg-Erinnerungen und -Briefe): „Ich kann nicht von hier fort... ich bin der Verzweiflung nahe, denn ich weiß keinen Rat. Wie die Sachen jetzt stehen, kann nur durch Ehrgeiz etwas gerettet werden, darum weiche ich nicht von meinem Platz. Ich folge meiner ehrlichen Überzeugung. Irre ich, kann ich nicht anders.“

Lieber Herr Paul, Sie haben meinen Mann lieb, wie man ihn lieb haben muß, weil er das größte Genie und der nobelste Mensch auf Gottes weiter Welt ist. Ich brauche Sie deshalb nicht zu bitten, stehen Sie ihm treu zur Seite während dieser bösen Zeiten.“

Dieser Brief, vor mehr als dreißig Jahren geschrieben, spricht durchaus für Frida Uhl. Sie hat offenbar getan, was in ihrer Macht lag, sie scheint unter dem schweren Druck der Dinge gereift zu sein, und sie hat sich unbedingt für ihren Mann, für August Strindberg ausgesprochen.

*

Nach der schweren Infernoperiode folgt ein Aufblühen der dichterischen Kräfte, wie es kaum die besten Kenner seiner Dichtung sich hätten vorstellen können. Die große Anzahl der Dramen wird geschrieben, unter anderen „Nach Damaskus“, „Das Traumspiel“, „Ostern“, „Schwanenweiß“. Während Frida Uhl nur den Forscher hat anspornen können, solange sie zusammen

lebten, tritt bald genug eine Frau in seinen Gesichtskreis, die ihm auch sehr viel für seine Dichtung bedeuten würde. Sie wurde seine dritte Frau und hieß Harriet Bosse, eine Norwegerin, die in Stockholm Schauspielerin und etwa um die Hälfte jünger war als er.

Ich kann mich noch entsinnen, wie ich die junge, noch wenig bekannte Künstlerin Ende der neunziger Jahre in Stockholm gesehen habe. Es war in der Oper, und zwar so hoch, wie man nur kommen konnte! Sie fiel auf durch ihre Ähnlichkeit mit ihrer berühmten älteren Schwester, einer der besten Romanzengesängerinnen Schwedens. Sie hatte etwas Stilles, Scheues in ihrem Wesen, war zart und fremdartig, sah nicht wie eine Schwedin aus. Sie studierte damals an der Hochschule für Musik, aber dann wurden ihre rein szenischen Fähigkeiten entdeckt, und sie sattelte um, betrieb Studien in Paris und erhielt ein Engagement in Stockholm, erregte Aufsehen mit ihrem Puck, obgleich sie mit ihrem norwegischen Dialekt zu kämpfen hatte.

Als man Ende 1900 am Dramatischen Theater dazu schritt, „Nach Damaskus“ aufzuführen, wurde Harriet Bosse, nachdem Strindberg eingewilligt hatte, für die Rolle der Dame vorgeschlagen. Rasch genug wurde er von ihrer eigenartigen Person gefesselt. Schon den 5. Dezember schreibt er ihr: „Im Gedanken, daß wir heute die Damaskusreise beendet hatten, bestellte ich einige Rosen — natürlich mit Dornen — andere soll es nicht geben! Und sende sie mit einem einfachen Dank: mögen Sie nun die Schauspielerin des neuen Jahrhunderts bei uns werden!“

In derselben Saison spielte sie Eleonora im Drama „Ostern“. Und er schreibt: „Ich war krank und im Dunklen, dann kam Licht, gute Vorsätze und Frieden! Deshalb küßte ich die kleine Hand, die mich gesegnet!“

Er versorgt sie mit Literatur, gibt ihr Ratsschläge, kritisiert sie und lobt sie. Im April schreibt sie diese schicksalsschweren Zeilen:

„Vielen Dank für Ihren Brief, er war so weich und hübsch. So gern, aus ganzer Seele, möchte ich Ihnen einen Rat geben, um den Sie mich bitten — aber, oh, es ist eine so große, große Verantwortung!“

Wenn Sie glauben, daß die Frau, die

Sie dem Unbekannten mitgeben wollen, die Macht hat, ihn ans Leben zu fesseln, indem sie ihn an die Hand nimmt und ihm alles Gute und Schöne zeigt, das es auch in der Welt gibt, dann tut er nicht recht, ins Kloster zu gehen.

Aber zu denken, daß sie es nicht vermag!

Wie er enttäuscht werden wird, wenn er allmählich entdeckt, daß sie gar nicht so begabt, so wach war, wie er sie sich gedacht hatte! Wenn er fühlte, daß ihr Geist zu klein sei, um seinem großen gewaltigen zu folgen! Glauben Sie nicht, daß dann alles zusammenbricht und daß alle seine Hoffnungen in sich zusammensinken, so daß es noch dunkler um ihn herum wird, als es schon war.“

Und sie! Sie wird leiden, leiden, weil sie nicht ihr großes Ziel erreicht, denn ihr Ziel war ja, ihn zur Versöhnung mit dem Menschen zu geleiten. Im Mai 1901 wurden sie getraut, im nächsten Jahre ihr einziges Kind, das Töchterlein Anne-Marie, geboren, und im Oktober 1904 wurde die Scheidung verkündet.

Harriet Bosse hat selbst gesagt, sie verdanke Strindberg ihre Entwicklung zu einem reifen, denkenden Menschen. Sie hat Indras Tochter in „Samum“ gespielt. Aber was konnte diese 23jährige junge Künstlerin für den Fünfzigjährigen empfinden? Ich glaube Bewunderung, vielleicht Mitleid und etwas, was sie für Liebe nahm. Und dann unbegrenzte Möglichkeiten, mit der Hilfe des genialsten Dramatikers Schwedens sich entwickeln zu können.

Nach einigen Jahren heiratete Harriet Bosse einen Schauspieler, einen sehr begabten, jugendlichen Helden. Er nahm sich das Leben. — Von allen Frauen, die Strindberg geliebt hat, ist Harriet Bosse die rätselhafteste. Ich kann mir nicht helfen, aber sie ist wirklich das Strindbergweib! Kind und Katze zugleich, Grazie und Krallen. Sie hat in einigen Lustspielrollen Shakespeares großen Erfolg gehabt, aber den größten in Maeterlinck-Rollen und in Hofmannthals Elektra.

Strindberg hat auch nach der Scheidung sich lebhaft für ihre Pläne interessiert und ihr sehr nette Briefe geschrieben; sie ihm

wohl auch. Nur in einer düsteren Stunde meint er, auch sie sei unter seine Feinde gegangen.

*

Der Dichter war jetzt Mitte der fünfziger Jahre. Und dennoch — — — Als Strindberg 1907 sein Intimes Theater in Stockholm schuf, lernte er eine 19jährige Malerin kennen. Sie hieß Fanny Falkner. Und sie war seine letzte Liebe... In einem anspruchslosen, aber wertvollen Büchlein „Im blauen Turm“ hat sie ihr Erlebnis mit Strindberg geschildert. Er wohnte schließlich bei ihrer Mutter, die Wohnung wurde der blaue Turm genannt. Er hat wie immer sich sofort in sie verliebt. Sie hatte große Augen und schönes Haar, und der Dichter sagte: „Das ist das Ostermädchen ‚Eleonore‘.“

Sie wurde seine Sekretärin, mußte alle kleinen Zettel schreiben, die Strindberg an seine Umgebung verteilte, um seine Ruhe zu haben. Er zeigte ihr dieselbe seltsame Mischung von Liebe und Mißtrauen, mit der er auch anderen begegnete. Er wollte aus seinem Turm fort, und sie sollte ihn befreien. Schüchtern wie ein Schulknabe fragt er plötzlich: „Wollen wir uns nicht verloben?“ Sie weiß nicht recht, es kommt aber doch zu einer Art Verlobung: sie erhält vorläufig einen Ring mit einer Perle. Und außerdem ein Paar grünbraungestreifte Sportstrümpfe. Er sorgt für sie und ihre Geschwister wie ein Vater. Will mit ihr allein auf dem Lande leben, sagt, er würde gut zu ihr sein, und sie glaubt ihm schon, aber — — Ihr Instinkt rührt sich; er sagt eines Tages: „Ich lebe nicht lange, dann kannst du einen Baron oder irgendeinen anderen heiraten.“ Sie scheut zurück vor dem Gedanken, allein mit ihm zu leben wie in einem Kloster, und spürt den ungeheuren Altersunterschied. Er nennt sie seine „Mouche“ und denkt an Heine. Sie schreibt, sie hätte ihn furchtbar gern gehabt, wollte nicht ohne ihn sein. Aber heiraten — nein! Und sie hat es ihm schüchtern gesagt; er gleitet darüber hinweg, hofft auf die Zukunft, die nicht kommen sollte. Sie war seine Hilde Wangel.

Er suchte immer und immer wieder ein und dieselbe Frau, suchte das Ideal, die Göttin und fand immer — die Wirklichkeit.



Was ist von Werthers Leiden in der Erinnerung geblieben? — — —
Lotte, die Brot schneidet . . .

Was von Büchern übrigbleibt

Ein Zwiegespräch von Georg Hermann

Zeichnungen von G. G. Kobbe

Gast: „Vernünftige Leute, lieber Freund, haben immer über ihren sogenannten Nachruhm gelacht. Kunstwerke verfallen, Kunstformen veralten, machen treffliche Inhalte ungenießbar. Was bleibt uns denn von Büchern und Stücken, die wir einmal gelesen und geliebt haben? Meist nicht viel mehr als

die Namen. Unser Hirn gleicht endlich einem Friedhof aller Nationen und Konfessionen, mit Grabstätten und Kreuzen: Hier ruht der grüne Heinrich. Daneben Werther. Hier ruht David Copperfield und Oliver Twist, hier der Hungerpastor, der Schüdderump und Abu Telfan, Effie Briest neben Jenny Treibel,

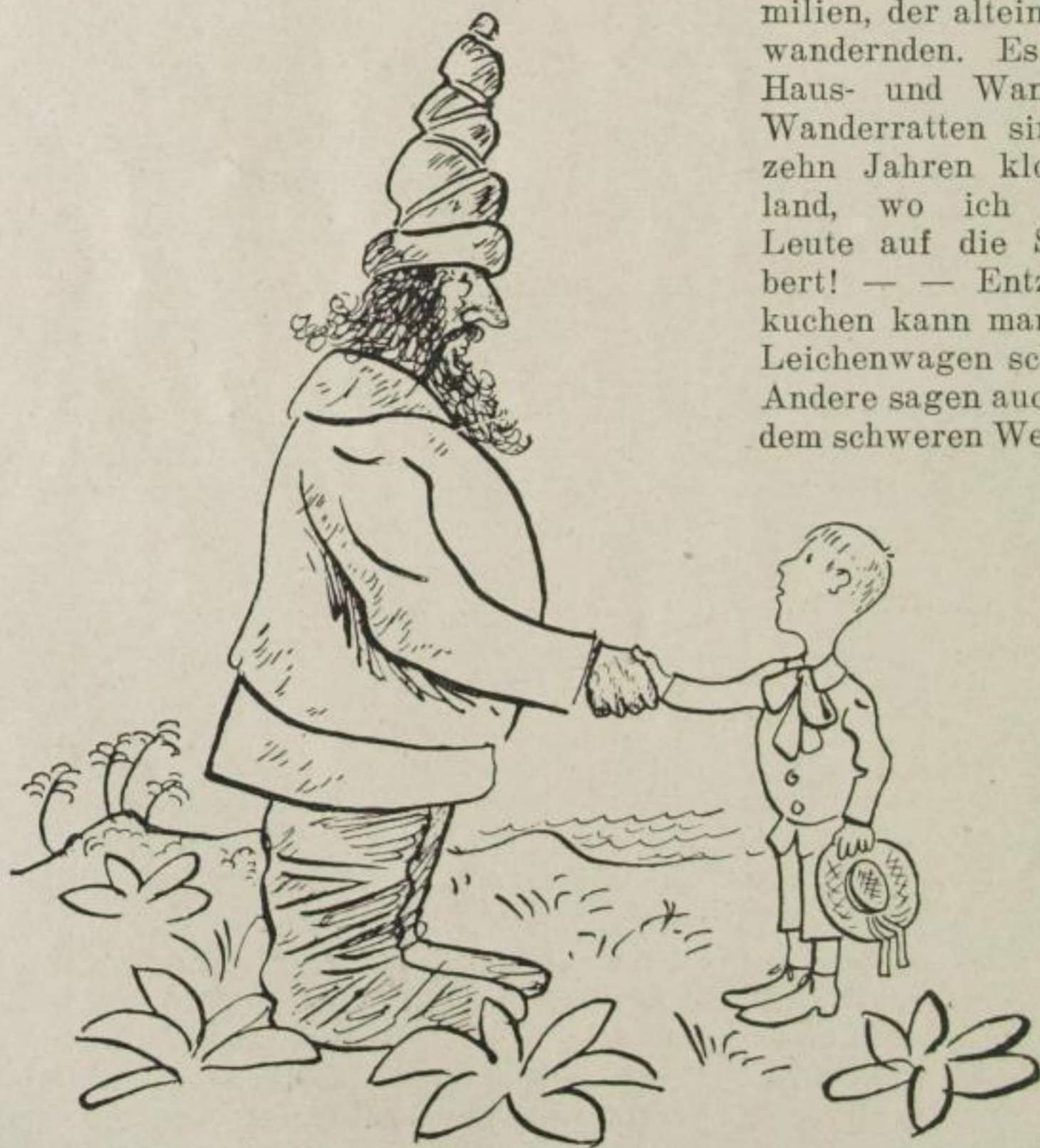
Betsy Sharp neben Ulrike Woitich, die Stromtid, Anna Karenina, Niels Nagel aus Hamsuns Mysterien, die Brüder Karamasow, Jettchen Gebert, Lederstrumpf, Robinson Crusoe, Don Quichotte und Guliver, Old Shatterhand, Maupassants Bel-Ami und Madame Bovary. Hinter den ‚Töchtern des Kommandeurs‘ tauchen die Grabhügel von Nora und der Frau vom Meer auf, und von links drüben leuchtet Marie Grubbe und Niels Lyne herüber. Das sind die Namen, die in Goldbuchstaben aus den ersten Reihen schimmern. Und hinter ihnen verwischen sich schon vor unseren Augen die zahllosen Inschriften, deren Gold langsam im Verbleichen ist.

Und auf jedem dieser Grabkreuze steht noch ein Sprüchelchen unter dem Namen, manchmal zwei, selten drei Sprüchelchen, Worte, die in uns unlösbar damit verbunden sind. Und das ist das Witzige und Beschämende zugleich: Die Sprüche, die auf den Steinen in unserem Hirn eingemeißelt sind, haben meist gar nichts mit jenen zu tun, die unter den Hügeln liegen, sondern sind Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten und treffen sie fast nie im Kern.“

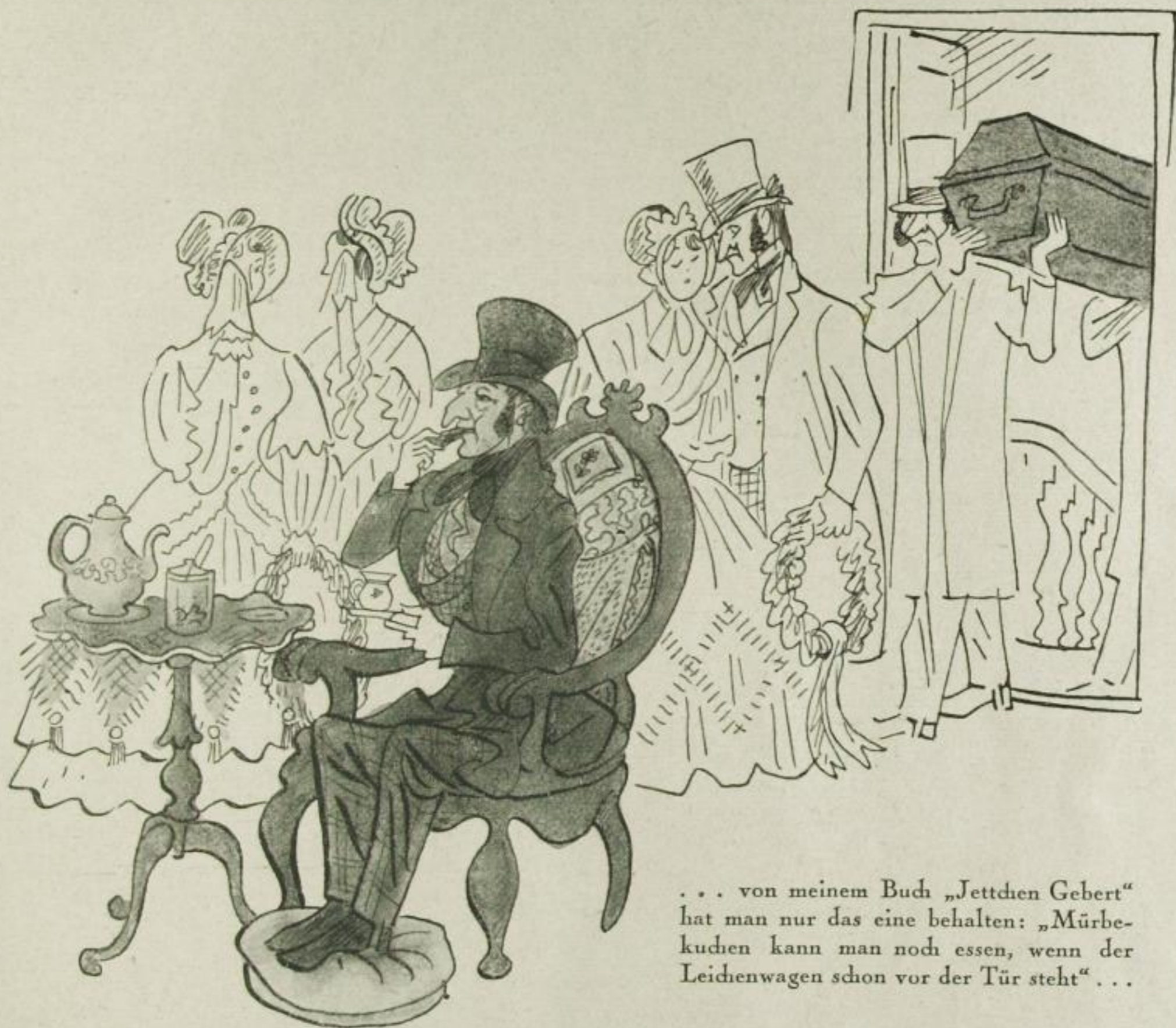
Der Wirt: „Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen.“

Der Gast: „Erwähnten Sie nicht zufällig vorhin ‚Jettchen Gebert‘? Sie erinnern sich wohl etwas undeutlich noch daran: es ist die Geschichte zweier Familien, der alteingesessenen und der zuwandernden. Es ist die Tragödie der Haus- und Wanderratten — und die Wanderratten sind stärker. Seit fünfzehn Jahren klopfen mir in Deutschland, wo ich auch hinkomme, die Leute auf die Schulter: ‚Jettchen Gebert! — — Entzückend! — — Mürbekuchen kann man noch essen, wenn der Leichenwagen schon vor der Tür steht!‘ Andere sagen auch: ‚Was soll ich trinken dem schweren Wein auf der späten Nacht!

Ich gehe im Bette!‘ Das ist das einzige, was ihnen davon blieb. Das steht in ihrem Hirn auf dem Grabstein unter dem Namen ‚Jettchen Gebert‘. Meine englische Uebersetzerin schreibt mir: ‚Ich freue mich so, daß ich — gerade ich das Buch, das ich so liebe, ins Englische übertragen soll. Aber sagen Sie mir: wie kann man Mürbekuchen übersetzen? Tea cakes, biscuits oder Plumpudding?‘ Diese Mürbekuchen



... oder wenn Sie an Robinson denken: drücken Sie ihm nicht auch heute noch wie ein kleiner Junge die Hand? ...



... von meinem Buch „Jettchen Gebert“ hat man nur das eine behalten: „Mürbekuchen kann man noch essen, wenn der Leichenwagen schon vor der Tür steht“ . . .

verfolgen mich, ich kann sie nicht essen, kaum riechen. Jeder denkt, er ist besonders aufmerksam, wenn er mir solche schickt oder vorsetzt. Ich platze vor Wut, wenn ich das Wort ‚Mürbekuchen‘ höre! Sie haben gar nichts mit dem Sinn des Buches zu tun, sind ein Nebenher, eine Belanglosigkeit, ein Farbenfleckchen im Zeitkolorit, wie das Rubinglas und die Sinumbralampe. Und ich weiß genau: noch 5 Minuten vor meinem Tod wird mich jemand anbrüllen: ‚Jettchen Gebert! Ach Gott — — Onkel Eli und die Mürbekuchen.‘“

Der Wirt: „Sie übertreiben!“

Der Gast: „Und wenn ich ein Buch schreibe, das zeigt, daß die Liebe für die Frau meist etwas ist, das

auf der Plattform einer Straßenbahn beginnt und auf dem Operationstisch eines Arztes endet, so wird vielleicht nur die Stelle davon bleiben, wie der Held seinen Gummischuh verliert, als er der Straßenbahn nachläuft. Doktor Herzfeld, das Buch von der Syphilis und dem Krieg. ‚Richtig, der alte Doktor Meyer gehört zu den ‚Dito passablen‘, und der kleine Doktor Meyer ist ein ‚Entmündigungsknabe‘. Das ist alles, was blieb, was ich immer wieder davon treffe. Upton Sinclair schrieb den ‚Sumpf‘ aus den Chicagoer Schlachthäusern. Es war ein Welterfolg. Und doch sagte er bitter: ‚Ich wollte die Leute ins Herz treffen, aber ich habe sie nur in den Magen getroffen.‘

Gehen wir doch einmal die Reihe durch: Was blieb Ihnen vom Werther? Zwei Stellen: Lotte, die die Butterbrote verteilt, und Lotte, die die Pistolen reicht. Und diese vielleicht nur deshalb, weil das eine ein Stich war, der in ihrem Elternhause hing, und das andere eine Zeichnung von Chodowiecki, die Sie lieben und die sich mit dieser Szene für Sie unlöslich verschwistert hat. Was wissen Sie noch von Oliver Twist? Die Diebesschule. David Copperfield? Klein Emily. Die Stromtid? Reden Sie nicht, ich weiß schon: das Rendezvous im Wassergraben. Aber in Wahrheit hat es ganz fabelhafte Szenen, wie z. B. Hawermann von Hof und Haus muß und das letztmal am Bett neben seiner toten Frau sitzt. Sie ist Ihnen entfallen, ich weiß. Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen. Was wissen Sie noch von Anna Karenina? Richtig: der Eisenbahnzug. Und Marie Grubbe wühlt in den Rosenblättern. Vom ganzen Lederstrumpf ist bei mir alles verschüttet, bis auf eine Stelle, wo sie das unheimliche Schreien von Pferden, die in Wassernot sind, hören. Der Schüdderump, ein Buch zum Totheulen. Und doch weiß ich im Augenblick nicht mehr davon, als den Namen der seltsamen heidnischen Hausiererin, der Humpelhanne, das unchristlichste Wesen, das je durch ein deutsches Buch hinkte. Der ‚grüne Heinrich‘? Erinnern Sie sich, wie er im Nebel, von seiner schönen Judith kommend, im Obstland am See sich beinahe verirrt? Niels Lyhne? Frau Boy steht am Spiegel und weint in die rosa Schale der Muschel. Aber — ‚eigentlich liebte sie Szenen‘. Don Quichotte? Er ist im einzelnen kaum greifbar. Aber immer sehen wir ihn rippendürr auf seinem Klepper durch die öden Felsschluchten Andalusiens ziehen, während der kleine, dicke Pansa schwitzend auf seinem Eselein hinter ihm herkeucht. Nora? Richtig, die Frau, die von ihrem Mann wegläuft. Aber wessenwegen tat sie es eigentlich? Es hat uns alle einmal furchtbar erregt, denn wir meinten, sie hätte nicht recht gehabt.

Heute wissen wir es, daß sie es hatte. Aber wir ahnen nicht mehr, weshalb sie von ihm fortging.“

Der Wirt: „Sie sind heute schlechter Laune.“

Der Gast: „Durchaus nicht. Ich bin nur einmal aufrichtig. Sehen Sie, Sie sprachen vom Ruhm. Und ich zeigte Ihnen, wie wenig eigentlich in uns selbst von den berühmten Dingen übrigbleibt. Und Sie sprachen von Unsterblichkeit. Ist Ihnen einmal klar geworden, wie lange der Ruhm dauert? Und welches Alter eine gesunde Unsterblichkeit im besten Fall erreichen kann? Alle zwanzig, dreißig Jahre stirbt, so sagt irgend jemand, ein Ideenmakrokosmos aus. Und dann kann man ihn so wenig zum Leben erwecken, wie wir heute noch den Ichthiosaurus erwecken können. Wieviel Weltberühmtheiten, die man fast neben die Klassiker stellte und denen man Jahrhunderte prophezeite, haben wir schon verschwinden gesehen! Denken Sie nur an Björnson, Ibsen, Strindberg, selbst Wedekind. Alles große Kerle. Aber ihr Ideenmakrokosmos ist ausgestorben. Und damit werden auch sie vergehen, ohne daß sie deswegen mindere sein brauchen als andere, die bleiben. Und gar Unsterblichkeit. Wozu?! Wir können unmöglich den ganzen Wust aller Zeiten mit uns schleppen, denn wir leben selbst in der Gegenwart. Dazu wäre unser Leben viel zu kurz. Die Maschen werden immer enger, lassen immer weniger durch. Wieviel Unsterblichkeit, die noch unseren Eltern als unbestritten galt, ist in den Staub der Bibliotheken hinabgesunken! Nehmen Sie das ganze 17. Jahrhundert in Deutschland, und es bleiben uns höchstens drei Namen: Grimmshausens Simplicissimus, einige Sprüche des Angelus Silesius und ein paar kluge Bitterkeiten des Weimarer Ratsherrn. — Oder war er das nicht? — Friedrich von Logau. ‚Der Mensch trägt nichts davon, solange er immer lebt, als daß man ihn vergißt, sobald man ihn begräbt.‘ Und um die kleine und kurzfristige Aus-

nahme, die wir von dieser Regel machen, berechtigt es so wenig, uns eine Vorzugsstellung für die Zukunft zu gewähren, wie eine Benachteiligung für die Gegenwart.

Und doch ist all das eigentlich nicht wahr, was ich Ihnen hier sage. Wir kennen und wissen alles genau, was je geistig und seelisch in unserem Leben in Büchern unseren Weg kreuzte. Es geht uns nichts verloren. Es verschwindet nur, versinkt ins Unterbewußtsein. In ruhigen Stunden manchmal, da steigen all unsere imaginären Lieben, die uns einst aus Büchern die Arme entgegenstreckten, wieder aus dem Geisterfriedhof in unserem Hirn auf, und sie plaudern mit uns, raunen uns liebe Worte zu. Und wir lauschen ihnen, als ob wir ihnen das erstemal begegneten. Denn haben Sie schon einmal den Versuch gemacht,

ein Buch, das Sie vor 20 Jahren einmal lasen, wieder zu lesen? Sie werden erstaunen. Nicht eine Zeile, nicht ein Wort, nicht eine Wendung von alledem ist Ihnen verlorengegangen. Und Ihr Einst und Jetzt begrüßen sich und reichen sich die Hände.

„Ich wünschte, daß ich mein Gedächtnis verlöre“, sagte der Marquis von Keith, der Genosse Friedrichs des Großen, als uralter Mann. „Denn dann würde ich all meine Freunde: Shakespeare, Cervantes, Voltaire und Rabelais, mit dem gleichen Genuß lesen, als ob ich sie zum erstenmal läse.“ Uns aber, denen es nicht gegeben ist wie dem Alten, den ganzen Shakespeare auswendig zu können, für uns gewöhnliche Sterbliche ist es ein Gnadengeschenk, wenn wir in ruhigen Stunden unseren einstigen Freunden wieder begegnen dürfen.“



. . . und was von allen Indianergeschichten übriggeblieben ist:
„Hugh!“ sagte der Gelbe Panther . . .

Die Hellseherin von Monte Carlo

Aus den Notizen des Kriminalkommissars Ashton Wolfe

Zeichnungen von Theo Mätzke

Der Verfasser dieser Erzählung, Ashton Wolfe, ein Engländer, war jahrelang Mitglied der Internationalen Sicherheitspolizei, zuerst aus reiner Liebhaberei, später beruflich. Seinen Dienst übte er vorwiegend an den mondänen Orten aus, wo die internationale Eleganz aller fünf Erdteile sich zu treffen pflegt, und die Fäden mancher „cause célèbre“ liefen durch seine Hand. Das Erlebnis, das er im folgenden erzählt, ist authentisch.



Kriminalkommissar Ashton Wolfe, Mitglied der Internationalen Sicherheitspolizei, mit dessen Hilfe die Entlarvung der Gräfin Pilar Concepcion Gonzalez gelang.

Diejenigen, die öfters die kalten Wintermonate im sonnigen Süden zugebracht haben, erinnern sich vielleicht noch des Aufsehens, das vor vielen Jahren englische und französische Blättermeldungen über das tragische Ende der schönen und reichen Gräfin Pilar Concepcion Gonzalez her-

vorggerufen haben. Man entsinnt sich vielleicht noch, daß sie auf einer Station unweit Marseille den Expresszug erwartete, sich auf die Schienen warf und im Augenblick tot war. Es wurde damals vermutet, daß die Gräfin schwere Spielverluste erlitten und dadurch den Verstand verloren habe.



Gräfin Pilar Concepcion Gonzalez, die von Kriminalkommissar Wolfe entlarvt wurde und deren Opfer er selber beinahe geworden wäre.

Sie war eine außergewöhnlich schöne Frau, kaum 30 Jahre alt und während der Saison stets eine bekannte Erscheinung an den Spieltischen von Monte Carlo gewesen. Natürlich knüpften sich allerlei Vermutungen und viel Gerede an das tragische Ende eines solchen Schmetterlingsdaseins. Diese blendende

Schönheit der ersten Gesellschaftskreise war jedoch mit keiner der alten spanischen Adelsfamilien verwandt, sondern nichts als eine Abenteuerin ärgster Sorte, die den Ruin und sogar den Tod vieler junger Männer verschuldet hatte. Ihr richtiger Name war Sonia Varonoff.

Als ich sie in Monte Carlo traf, hatte sie gerade eine schreckliche Methode ausgearbeitet, die, wäre sie ihr völlig gelungen und unentdeckt geblieben, sie reich gemacht hätte. Kein Freund war in ihrer Begleitung, als das dramatische Ende kam, nur Monsieur Dufresne von der Pariser Sicherheitspolizei, der sie nach St. Lazare (Pariser Frauengefängnis) bringen sollte.

Ich hatte M. Blanchards Angebot, dem Internationalen Sicherheitsdienst, dessen Oberhaupt er war, beizutreten, angenommen; aber ich fing schon an, mein Versprechen zu bereuen, denn ich war bereits all der vom Golde verblendeten Menschenmassen überdrüssig, die ewig wechselten und doch stets dieselben blieben.

Die Saison, die Ende März zu Ende geht, war schon vorgeschritten; April ist ja schon ein heißer Monat dort unten, wo nie Nordwind weht.

Ein Neuangekommener interessierte mich stark — ein junger Engländer, mit hektisch roten Wangen und blutunterlaufenen Augen, dessen aufgeregtes Wesen meine Aufmerksamkeit fesselte. Ein unermüdlicher Spieler, besaß er wenig oder gar keine Selbstbeherrschung und war beständig von einer Menschenmenge umgeben, wenn er zu spielen begann. Wieder und wieder hatte ich ihn Riesengewinne einstecken sehen und beneidete ihn, wie es so viele andere auch taten. Immerhin, es gab mehr solcher Leute, und ich war ziemlich überrascht, als eines Abends, da ich hinter ihm stand, eine mir wohlbekannte Stimme zu mir sagte: „Wollen wir einen Kaffee trinken, mein Freund?“

Ich drehte mich um und erblickte M. Blanchard im tadellosen Abendanzug.

Sobald wir draußen waren, ging M. Blanchard aber nicht über die Straße zum Kaffeehaus, sondern unter den Arkaden entlang auf der rechten Seite des Kasinos in die kleine Seitentür hinein. Wir traten in eine Art Büro mit einem breiten Tisch und einer Stehlampe in der Mitte. Mein Freund ging zum offenen Fenster und ließ die Jalousie herunter. „Zeigen Sie mir Ihr Notizbuch, was haben Sie über den jungen Humphreys notiert?“ war sein erstes Wort.

Ziemlich betroffen und verlegen reichte ich ihm mein Buch. Er sah es durch und notierte ein paar Namen. „Diese vier,“ sagte er und deutete auf mehrere Notizen, „diese vier, sagen Sie, haben stark gewonnen. Auch andere haben mir das berichtet. Trotzdem sind sie alle tot, wenigstens drei von den vieren.“

„Tot?“ rief ich verdutzt. „Was meinen Sie? Ermordet?“

„Nein, nicht gerade das — d. h. sie haben sich selbst umgebracht. Nun, ich könnte das verstehen, wenn ein Mann verliert. Aber wenn ein Mann vom Spieltisch aufsteht und ein paar tausend Louisdor gewonnen hat und sich dann erschießt oder ins Meer stürzt, dann ist das bizarr, was?“

Also, dieser Humphreys gehört zu diesem neurotischen Typ. Vor ein paar Abenden folgten wir ihm, als er die Spielsäle verließ — zu seinem eigenen Besten natürlich, denn sonst würden wir nie daran denken, jemandem nachzuspionieren oder ihn zu bewachen. Ich möchte Sie bitten, ihn anzusprechen, sich freundschaftlich mit ihm zu stellen und zu sehen, daß ihm nichts zustößt — mit anderen Worten: seine Leibwache zu sein. Ich mache Sie für seine Sicherheit verantwortlich. Auf Wiedersehen!“

„Ist das alles?“ konnte ich nicht umhin, zu fragen und war sehr enttäuscht. „Aber ich möchte keinen Bewachungsdienst übernehmen, wie Sie ja wissen. Das kann doch sicherlich auch einer von Ihren Leuten?“

M. Blanchard sah mich sehr ernst an. „Das ist kein gewöhnlicher Bewachungsdienst. Es ist etwas ganz Außergewöhnliches.“

Mit diesen Worten ging er hinaus, so daß ich allein zurückfinden mußte.

Ich kam gerade zur Zeit, um zu sehen, wie Humphreys wieder eine mächtige Handvoll Banknoten zusammenraffte und in seiner Tasche verstaute. Er sprach angeregt mit einer Frau, einem schlanken, dunklen, spanischen Typ, ganz in Schwarz gekleidet, deren bleiches Gesicht mit den glühenden, rätselhaften Augen mir schon mehrere Male aufgefallen war.

Beim Verlassen des Kasinos sah ich sie beide hinüber zu Ciro gehen, um wie gewöhnlich dort zu speisen.

Ich saß an einem benachbarten Tisch und beobachtete sie unauffällig. Humphreys trank mehr, als ihm gut war. Er rühmte sich beständig seiner Gewinne und seines guten Glücks und fischte mehr als einmal eine Handvoll Tausend-Franken-Noten aus der Tasche.

Kurz nach Mitternacht verließen sie das Restaurant. Er rief einen Wagen, brachte die Dame zu einer hübschen weißen, in einem Garten gelegenen Villa und fuhr, indem er ihr gute Nacht wünschte, weiter ins Hotel du Beau



... „Ah . . . Geld!“ sagte sie, „davon hat man nie genug!“ . .

Rivage, wo er wohnte. Am nächsten Morgen war ich im Beau Rivage, bereit, meine Tagespflichten zu übernehmen. Aber von dem meiner Sorge anvertrauten jungen Mann sah ich nichts bis gegen 5 Uhr, als er aus dem Hotel trat und ins Kasino hinüberging.

Das Spiel war in vollem Gange, und Humphreys begann sofort mit seinem gewöhnlichen System auf eine Nummer zu setzen — 17 war es. Zuerst verlor er, und dann, zum Erstaunen aller, kam 17 viermal hintereinander heraus.

Binnen kurzem hatte er fast 4 Millionen Franken gewonnen, und als er den mächtigen Haufen Banknoten zusammengerafft hatte, bemerkte ich mit plötzlichem Schreck, daß die Frau, mit der er am Abend zuvor zusammen gewesen war, ihn von der anderen Seite des Tisches her beobachtete. Ihre Augen hat-

ten einen strahlenden, ja faszinierenden Blick und waren starr auf den Haufen Geld gerichtet. Humphreys sah sie im selben Augenblick und lächelte ihr zu.

Sie gingen zusammen hinaus und riefen einen der Wagen an, die da warteten. Ich nahm mir einen anderen und folgte ihnen. Endlich hielten sie an einer Stelle, Roches Rouges — Rote Felsen — genannt, die eingegittert war und Spuren von Felshöhlen aus prähistorischen Zeiten zeigte. Ich wunderte mich, warum wohl dieses elegante Paar solchen Ort aufsuchte, und war noch überraschter, als sie ausstiegen und sich einer der Höhlen näherten.

Es war mir unmöglich, näher zu kommen, ohne gesehen zu werden, und so konnte ich nichts tun als warten und mich wundern. Fast zwei Stunden vergingen, ehe ich sie wieder auf mich zu-

kommen sah; die Frau sprach ernst auf den jungen Mann ein, der ihr ebenso ernst zuhörte.

Sogar aus der Entfernung machte mich seine Blässe betroffen. Verflogen war der Ueberschwang des vom Glück verwöhnten Spielers, und zweimal straukelte er, so, als gäbe er auf dem felsigen Wege nicht acht auf seine Schritte.

Wieder in Monte Carlo angekommen, ging Humphreys sofort in sein Hotel, und die Frau fuhr zu ihrer Villa.

In dieser Nacht wartete aller, die sich für das Spiel des jungen Humphreys interessierten, eine fürchterliche Ueerraschung, denn er verlor und verlor und verlor, und stets ihm zur Seite befand sich die Frau, die ihn unablässig beobachtete.

Endlich wandte er sich zu ihr und sagte etwas; mit einem Achselzucken ging sie. Doch wenn er gehofft hatte, das Glück würde sich nun wenden, so wurde er enttäuscht, er verlor fortgesetzt weiter. Endlich sammelte er mit einem Laut des Mißfallens das ihm gebliebene Geld zusammen und ging hinaus. Ich ging ihm bis zum Hotel nach und sah, wie er sein Zimmer aufsuchte. Sofort eilte ich davon und ging in das kleine Büro, wo die Unterredung mit Blanchard stattgefunden hatte. Er war nicht da. Ich lief zurück und fragte im Hotel nach Humphreys. Eine Dame habe ihn abgeholt, wurde mir gesagt, und beide seien fortgefahren. Während ich noch dastand, unschlüssig, was zu tun sei, wurde ich unsanft an der Schulter gepackt, und M. Blanchards Stimme — erregter, als ich sie je gehört hatte — sagte wütend: „Was tun Sie hier? Wo ist Ihr Schützling?“. Erschreckt wandte ich mich um.

„Ich weiß nicht“, stammelte ich.

Ohne ein Wort eilte er mit mir hinüber, wo ein Wagen mit zwei schönen Pferden hielt, und nach kurzer Weisung an den Kutscher ratterten wir los in der Richtung der Landstraße von La Turbie.

In schnellstem Trabe rollten wir durch die hellerleuchteten Straßen, und wie

Hohn klang uns angesichts der schrecklichen Aufgabe, die uns bevorstand, die Musik und das Lachen, das uns aus den offenen Cafés beim Vorüberfahren entgegenklang.

Langsam kamen wir vorwärts — endlos erschien mir die Fahrt. Meine Nerven vibrierten in unbestimmter Furcht, und eine Vorahnung ungekannter Schrecknisse erfüllte mein Herz. Wir erreichten das Dörfchen La Turbie. Ein paar Männer, die vor einem Wirtshaus herumlungerten, kamen auf den Anruf meines Begleiters herbei. Augenscheinlich standen sie Wache.

Nein — niemand war vorübergekommen, sagten sie.

Nachdem wir ihnen unsere Anweisungen gegeben hatten, fuhren wir weiter die Straße hinunter, die zu Cap Martin führte. Auf halbem Wege scheuten die Pferde plötzlich, als uns ein Mann und ein Hund entgegenkamen.

„Jules, sind Sie's?“ sagte M. Blanchard. „Sehr gut. Haben Sie etwas gehört?“

„Nein, aber etwas gefunden, dies hier, und deswegen hab' ich den Hund geholt, seine Nase wird bessere Dienste leisten als unsere Augen.“

Bei diesen Worten zeigte uns der mit Julius bezeichnete Mann einen Strohhut. Innen befand sich der Name einer englischen Firma und die Initialen J. H.

Julius und der Hund Pierrot kletterten in den Wagen.

„Los!“ rief Julius dem Kutscher zu. „Weiter unten hab' ich den Hut gefunden; ich werde Halt rufen.“

Eine Viertelstunde später stiegen wir alle aus, Pierrot rannte sofort los und wir stolperten durch das Unterholz und hielten von Zeit zu Zeit an, um zu lauschen. Plötzlich heulte der Hund, wir brachen durch die Büsche und kamen wieder auf den Weg. Unsere Suche war beendet. Mehrere Männer mit Laternen standen um eine dunkle Gestalt herum, die am Boden lag. Es war der arme Humphreys — er war tot! Ein kleiner Revolver war noch in seiner rechten Hand verkrampft, ein rauchgeschwärztes Loch

zeichnete sich scharf an seiner Schläfe ab. Ein Strom Blut sickerte heraus.

Ich stand da wie in einem furchtbaren Traum befangen, während mein Chef rasch Körper und Boden untersuchte. Indessen hatte uns der Wagen erreicht, und der bewegungslose Körper wurde hineingehoben und auf die Kissen gelegt. Mir war elend, hoffnungslos elend zumute. Wie wir in das kleine Büro gelangten, weiß ich nicht mehr. Ich war niedergeschmettert. M. Blanchard tat sein möglichstes, um mich aufzuheitern.

„Kommen Sie, kommen Sie, ich mache Ihnen keinen Vorwurf. Das ist Bestimmung. Mehr als je brauchen wir Ihre Hilfe. Ich war den ganzen Tag schon damit beschäftigt, Informationen einzuholen, und es ist klar, daß Gräfin Pilar Gonzalez, wie sie sich nennt, etwas mit dieser Tragödie zu tun hat. Sie war auch mit dem anderen Engländer befreundet, mit Henry Sim und auch mit Lord X. Beide wurden unter ähnlichen Umständen aufgefunden. Jetzt müssen Sie ans Roulette und gewinnen. Sie müssen das nächste Opfer sein. Aber keine Angst; vorher gewarnt heißt: nicht umgarnt.“

Schnell entwarf er seinen Plan. Ich sollte mir vom Kasino Geld geben lassen, womit ich blindlings setzen sollte und — anscheinend auch gewinnen. Natürlich war es unmöglich, mich wirklich gewinnen zu lassen, denn das Roulette kann in keiner Weise kontrolliert werden. Das Personal kann so wenig jemanden gewinnen wie verlieren lassen. Immerhin, ich mußte einen Haufen Geld vor mir liegen haben, und wahrscheinlich würde ich wirklich gewinnen, da ich mich nicht darum zu kümmern hatte, wieviel ich verlor.

Am nächsten Tage begann meine Laufbahn als waghalsiger Spieler. Es war ein interessantes Experiment, denn da ich mich nun gar nicht darum kümmerte, ob und wieviel ich verlor, gewann und gewann und gewann ich, bis ich so aufgereggt und närrisch wurde, als gehörte das gewonnene Geld wirklich mir. Mehrmals sah ich die dunkle bleiche Frau und

hatte, sobald sie mich anblickte, das sonderbare Gefühl einer Maus, die von der Katze belauert wird.

Endlich, eines Abends, als ich verloren hatte und ein törichtes Gefühl von Bedauern empfand, meinen geborgten Reichtum so hinschwinden zu sehen, kam sie zu mir heran und sagte mit einer tiefen Altstimme von sonderbarem Wohlklang:

„Sie sollten aufhören, mein Freund; Sie haben heute kein Glück und werden alles verlieren. Das habe ich oft erlebt. Kommen Sie, machen wir einen Spaziergang.“

Sie flirtete oder kokettierte absolut nicht mit mir, dennoch hatte sie etwas Verlockendes, Verführerisches an sich. Als ich davon sprach, nochmals spielen zu wollen, legte sie ihre Hand einen Augenblick auf meinen Arm: „Nein, heute Abend gehen Sie nicht nochmal hin“, sagte sie. „Sie würden verlieren, das fühle ich. Lassen Sie uns Abendbrot essen. Morgen werden Sie wieder gewinnen. Sie haben schon viel gewonnen, nicht?“

Ich lachte: „So viel, daß ich nicht weiß, was damit beginnen.“

„Ah“, sagte sie, „Geld! Davon hat man nie genug.“

Diese Worte sind in meinem Gedächtnis bis heute haften geblieben, nach so vielen Jahren. Denn sie waren für die Frau charakteristisch. Geld — das war ihr Abgott.

Wir verbrachten den Rest des Abends bei Ciro. Während des Essens versuchte ich, recht nett zu sein und spielte so gut ich konnte die Rolle des sorglosen, gedankenlosen Narren. Doch konnte ich den Gedanken nicht loswerden, daß ich intensiv beobachtet wurde, daß all meine Gedanken erraten wurden, und die waren all die Zeit bei der dunklen Gestalt, die so still am Wege lag mit dem häßlichen roten Streifen über dem weißen Gesicht. Wieder und wieder hob ich den Blick und sah, wie sie mich musterte, bis sich mein Hirn verwirrte. Wußte sie, was ich dachte? — Ich wurde den

Eindruck nicht los, daß sie versuchte, mir durch ihren Blick etwas zu suggerieren, und dieses „Etwas“ war böse, finster, niederdrückend. Ich fühlte ein Verhängnis über mir schweben.

„Sie sind leicht niedergeschlagen, glaube ich, und zu temperamentvoll; aber warum lassen Sie sich durch Ihre Verluste niederdrücken? Sie sind doch reich, nicht wahr?“

Ich stimmte mürrisch zu. Mit solcher Frau zu flirten war schwierig, und mit einem Seufzer der Erleichterung sah ich sie auf die Uhr schauen und dann ihren Mantel umnehmen.

Ich begleitete die geheimnisvolle Frau bis zur Villa Azur, wo sie wohnte. Während der Fahrt dorthin wurde sie wieder ganz munter.

„Auf Wiedersehen, mein Freund“, sagte sie beim Abschied. „Träumen Sie nicht vom Roulette.“

Anstatt gleich nach Hause zu gehen, ging ich durch die Parkanlagen und versuchte mir über die Eindrücke des Abends klar zu werden. Da bestand kein Zweifel: die Frau war eine grausame Abenteurerin und eine geschickte Hypnotiseurin. Dieses starke Depressionsgefühl und meine Gedanken, die bestän-

dig Humphreys Leiche und Vorstellungen von Tod und Selbstmord umkreisten, waren mir suggeriert worden.

Ich hatte alle Selbstbeherrschung verloren und meine Nerven waren aufgewühlt.

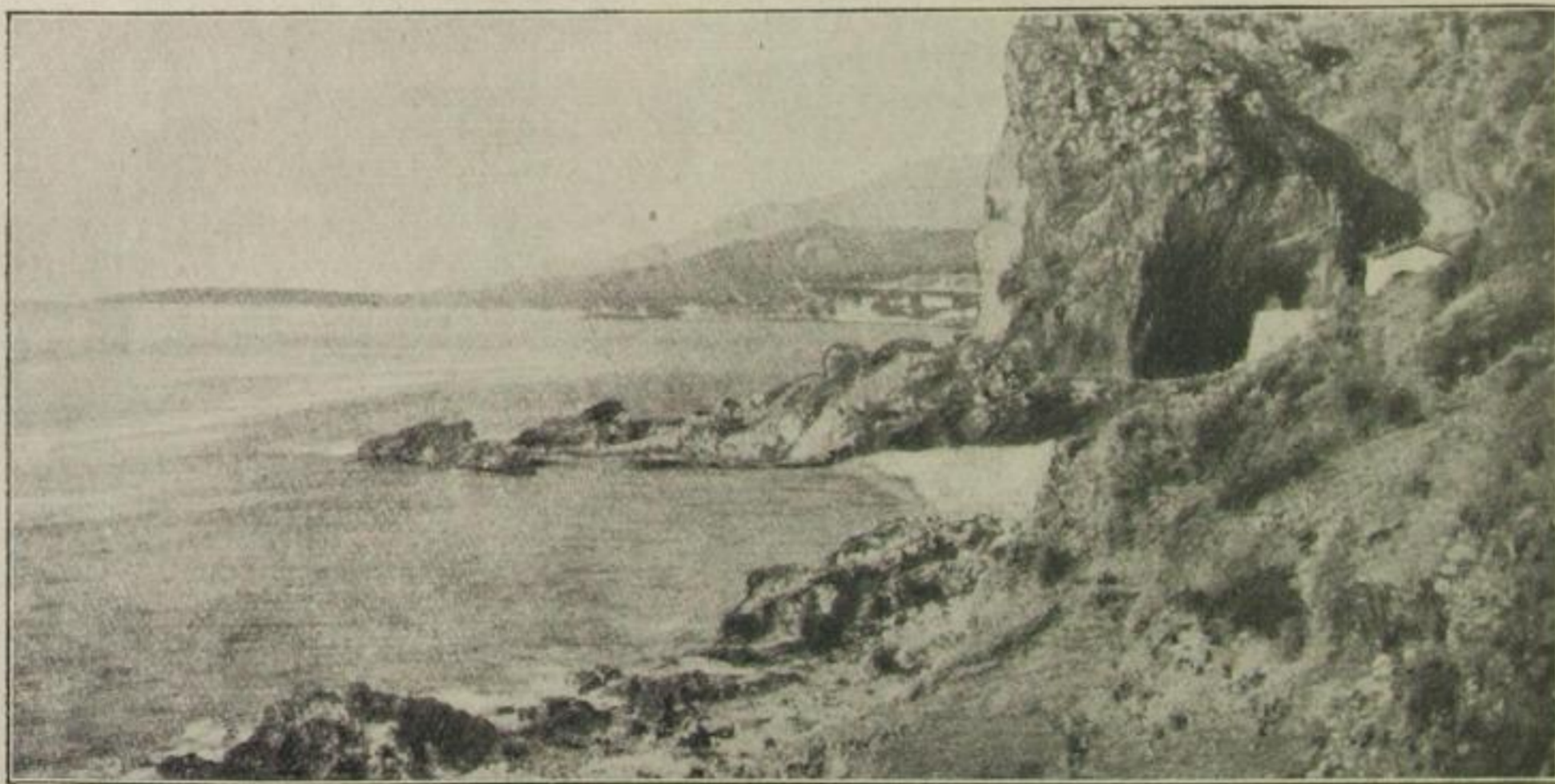
Schließlich trank ich ein Glas Kognak, und gegen Morgen schlief ich ein.

Alles dies erzählte ich M. Blanchard am nächsten Tage.

Er fragte mich geradezu, ob ich noch weiter mitmachen wolle. Das entschied natürlich die Sache, denn ich schämte mich bereits der Erregung, die ich gezeigt hatte. Feierlich gab ich meine Absicht kund, das Spiel zu Ende zu spielen.

„Gut“, sagte er. „Aber von diesem Augenblick an werden Sie Tag und Nacht bewacht. Ich bitte Sie allen Ernstes, die Angelegenheit nicht zu leicht zu nehmen. Sie ist schwieriger, als Sie glauben. Hier ist eine Pfeife; stecken Sie sie in die Tasche, und wenn Sie irgendwann in Gefahr sind, wird auf Ihren Pfiff einer Ihrer Kollegen zu Hilfe eilen. Uebrigens geben Sie mir Ihren Revolver, Sie sind sicherer ohne ihn.“

„Aber“, wandte ich ein, „Sie glauben doch nicht wirklich, ich wäre töricht genug —“



Die roten Felsen mit dem Eingang zu den Höhlen, in denen die Gräfin ihre Opfer hypnotisierte.
(Photographische Aufnahme)



... und nun vergrößerte sich die kleine Kristallkugel
zusehends vor meinen Augen ...

„Tut nichts, geben Sie ihn mir.“

Widerstrebend tat ich, was er verlangte.

„Und wenn diese Teufelin Ihnen unter irgendeinem Vorwande einen glänzenden Gegenstand vor die Augen hält — einen Ring oder einen Spiegel oder irgend etwas Glitzerndes, wenden Sie den Blick ab, oder schließen Sie die Augen, oder rennen Sie im Notfall fort. Wenn wir überhaupt einen Beweis ihrer üblen Praktiken bekommen wollen, müssen Sie Ihre Rolle äußerst vorsichtig spielen. Ich orientiere mich gerade über ihre Vergangenheit, und wenn sie die Frau

ist, für die ich sie halte, ist sie sehr, sehr klug. Auf Wiedersehen also, und denken Sie an die Pfeife.“

Ich war froh, hinauszukommen in den Sonnenschein. Das Getriebe im Café de Paris tat mir wohl, und ich saß da eine Weile und dachte über alles nach.

Endlich kam ich zu der Einsicht, daß alles Unsinn wäre, dummes Zeug! So etwas war, wenn überhaupt, vielleicht mal im Mittelalter vorgekommen.

Ich freute mich, als ich ein Weilchen später die Gräfin aus einem Wagen steigen und die teppichbelegte Treppe ins Kasino hinaufgehen sah.

Das ist gut, dachte ich; nun werde ich sehen, ob ich alles geträumt habe. Ich zahlte dem Kellner und ging langsam hinüber zum Eingang, vorsichtig spähend, ob ich wirklich eine Leibwache hatte. Die Tatsache, daß mir niemand folgte, beruhigte mich beinahe. Am Eingang rannte ich stracks meinem Chef in die Arme, der mich einem großen, schwarzbraunen Italiener vorstellte. „Der gute Geist der Pfeife,“ sagte er, „sehr geeignet, ihn in Rufweite zu haben.“

Achselzuckend ging ich in die Spielsäle und kam mir wie ein Narr vor.

Gleich am ersten Mitteltisch stand die Gräfin, die mich mit einem Lächeln begrüßte.

Ich nahm einen Stuhl und stürzte mich sofort ins Spiel, um meine Nervosität zu verbergen. Ich konnte aber fühlen, wie jene sonderbaren Augen jede meiner Bewegungen verfolgten; sie glichen denen eines gierigen, grausamen Nachtieres.

An jenem Nachmittag verlor ich vollends den Kopf. Jeder Einsatz, den ich machte, schien vom Schicksal begünstigt, und bald hatte ich einen großen Haufen Geld vor mir liegen.

Zu meinem Erstaunen schien die Gräfin über mein Glück ganz wütend zu werden:

„Kommen Sie, Sie haben genug gewonnen. Hören Sie auf, ich bitte Sie. Nach und nach verlieren Sie wieder, und dann geht's abwärts, bis Sie alles verloren haben.“

Widerstrebend erhob ich mich und folgte ihr ins Freie. Ich wäre wirklich gern geblieben, aber zuerst die Pflicht, dann das Vergnügen.

„Fahren wir nach Mentone und speisen wir dort“, schlug sie vor und gab dem Kutscher Anweisung, in La Reserve zu halten.

Nach ein paar Augenblicken des Schweigens wandte sie sich zu mir und sagte:

„Wissen Sie, warum ich Sie forthaben wollte? Ich verabscheue diesen Ort, er ist verflucht. Er raubt Männern den Verstand. Ich habe so viele junge Leute voller Lebensfreude und Jugendfrische

gesehen, die auch anfangs gewannen wie Sie; eines Tages aber verläßt sie das Glück, und sie verlieren und verlieren und können doch nicht aufhören, bis sie lebensüberdrüssig werden. Ich möchte wohl wissen, ob es je einem Manne gelingen wird, dieses teuflische Roulette zu besiegen? So viele haben es versucht, aber allen ist es mißlungen.“

Wieder befahl mich das unheimliche Gefühl vom vorigen Abend, als ich der tiefen, wohl lautenden Stimme lauschte. Ihr Blick faszinierte mich, und nur mit Anstrengung konnte ich den meinen abwenden.

Einen Augenblick vorher hatte ich mich noch froh und leicht gefühlt, jetzt erschien mir sogar der Sonnenschein trübe. Wie ein Meltau lag es über allen Dingen. Mit Gewalt raffte ich mich aus der Depression auf, die mich langsam zu überkommen drohte.

„Wissen Sie,“ sagte ich mit einem Versuch zu lachen, „daß Sie die sonderbare Eigenschaft haben, mich traurig zu machen, während Ihre Gegenwart mich doch gerade fröhlich stimmen sollte?“

Schnell ergriff sie meinen Arm und richtete ihren glänzenden Blick voll auf mich.

„Dann hatte ich recht. Sie sind medial veranlagt. Ich fühlte das gestern nacht ganz genau. Oh, ich bin froh, wirklich sehr froh. Sehen Sie, ich habe eine merkwürdige Gabe. Ich bin Hellseherin, aber nicht jedem gegenüber. Selten nur, wenn ich einer gleichgestimmten Seele begegne. Dann öffnen sich die Pforten der Zukunft meinem zweiten Ich. Oh, mit Ihrer Hilfe kann ich meine Zukunft und auch Ihre befragen. Sie müssen — müssen es mich versuchen lassen.“

In diesem Augenblick passierten wir den Weg, auf dem wir den armen Humphreys gefunden hatten. Wußte sie von seinem Tode? Wie in Beantwortung meines Gedankens zog sie ihre Hand zurück und verfiel in Schweigen. Ein paar Minuten später waren wir in La Reserve angelangt und wurden wieder vergnügt.

Fortsetzung auf Seite 128



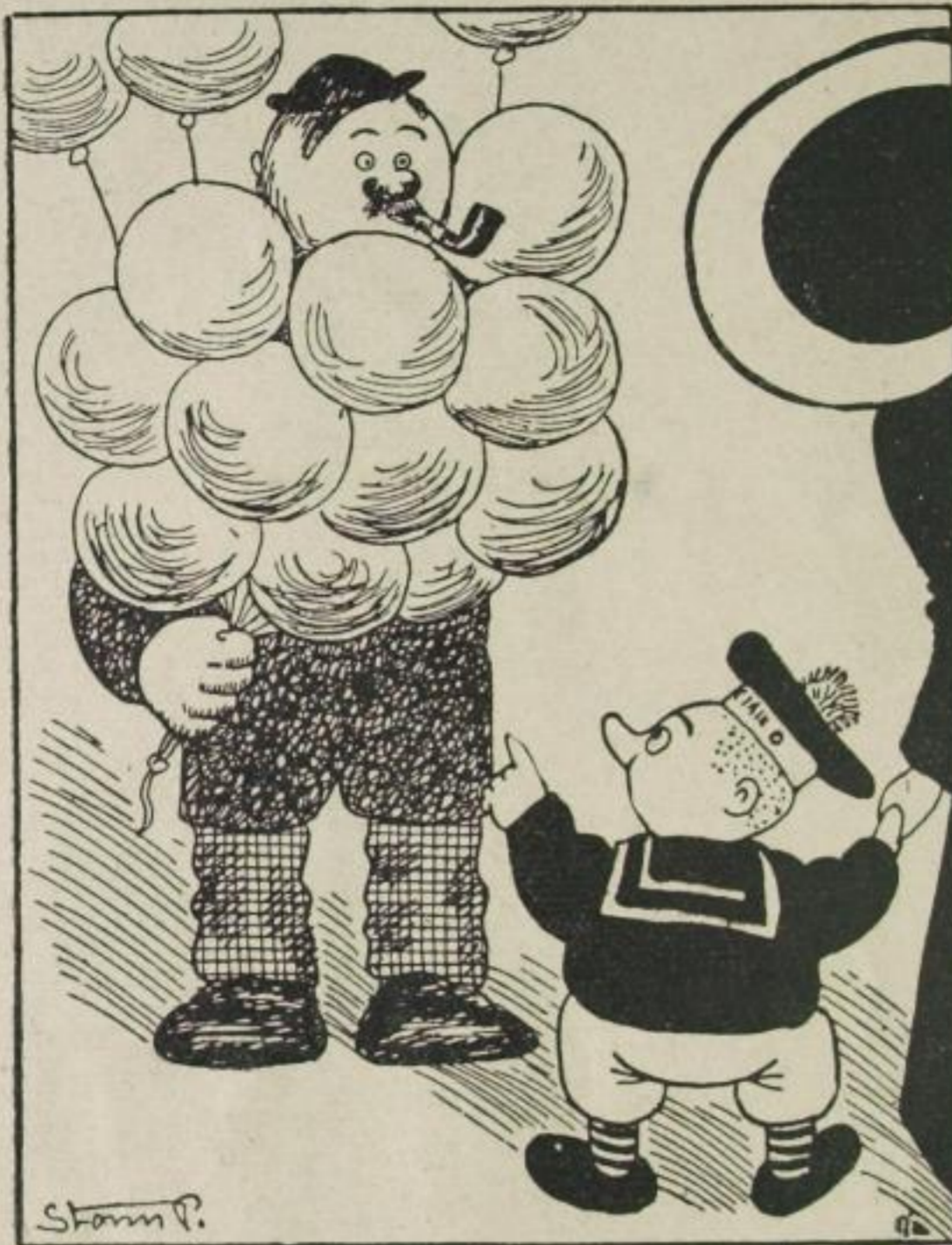
STORM-PETERSEN

DER
DÄNISCHE ZEICHNER-HUMORIST

Von Andreas Winding

Robert Storm-Petersen ist zweifellos der populärste Mann Kopenhagens. Wenn ich fern von Dänemark versuchen will, das eigentliche Kopenhagener Gemüt festzuhalten, steht er vor mir als dessen Inkarnation, gemischt aus Liebenswürdigkeit, Wehmut und Spott. Storm-Petersen hat versucht, Amerika

zu erobern. Das ist ihm aber nicht gelungen. Die Amerikaner verstehen nicht den feinen Unterton seines Witzes; seine Komik, die niemals grob wird, ist nicht auf das laute Lachen berechnet. Wiederum besitzt er nicht den tollen Uebermut, den die Knockabouts der großen Bühnen haben, die Dreistigkeit, die



„Mutter, darf ich den Ballon mit der Pfeife haben?“ —

alle Grenzen sprengt. Seine Kunst ist still wie alle Kunst dänischen Gepräges.

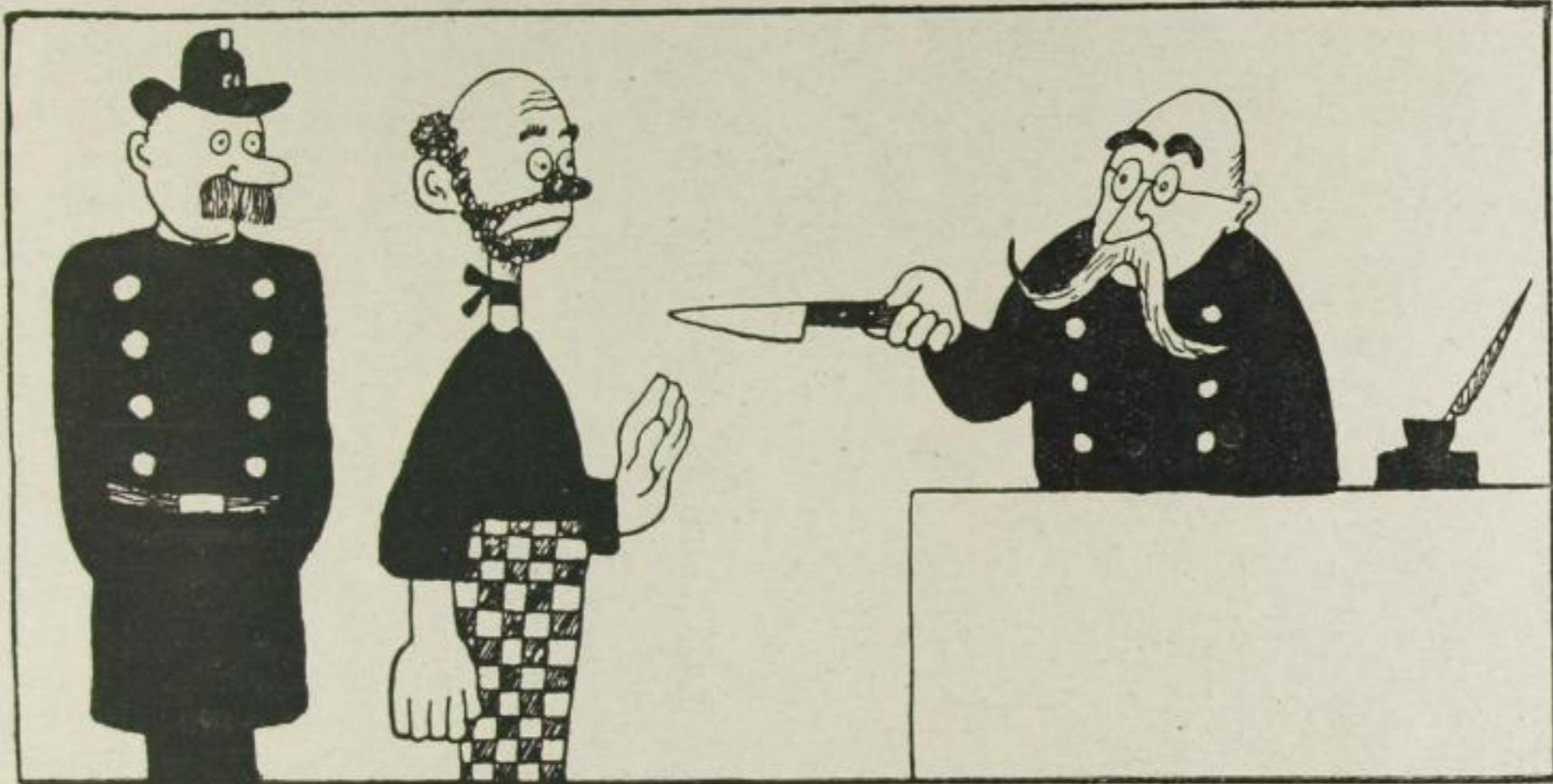
In dieser Begrenzung ist er so vielseitig, daß es schwer zu entscheiden ist, ob er am größten als komischer Schauspieler, als Conférencier und Erzähler oder als Zeichner ist.

Er fing als Schauspieler an der damaligen ersten literarischen Bühne Kopenhagens, dem „Dagmar-Theater“, an. Das mag jetzt an 25 Jahre her sein. Er war damals ein magerer, bleicher und bescheidener Jüngling, der Rollen mit zwei, drei Repliken bekam. Niemand versprach sich etwas von seinen Fähigkeiten. Er war und blieb ein liebenswürdiger,

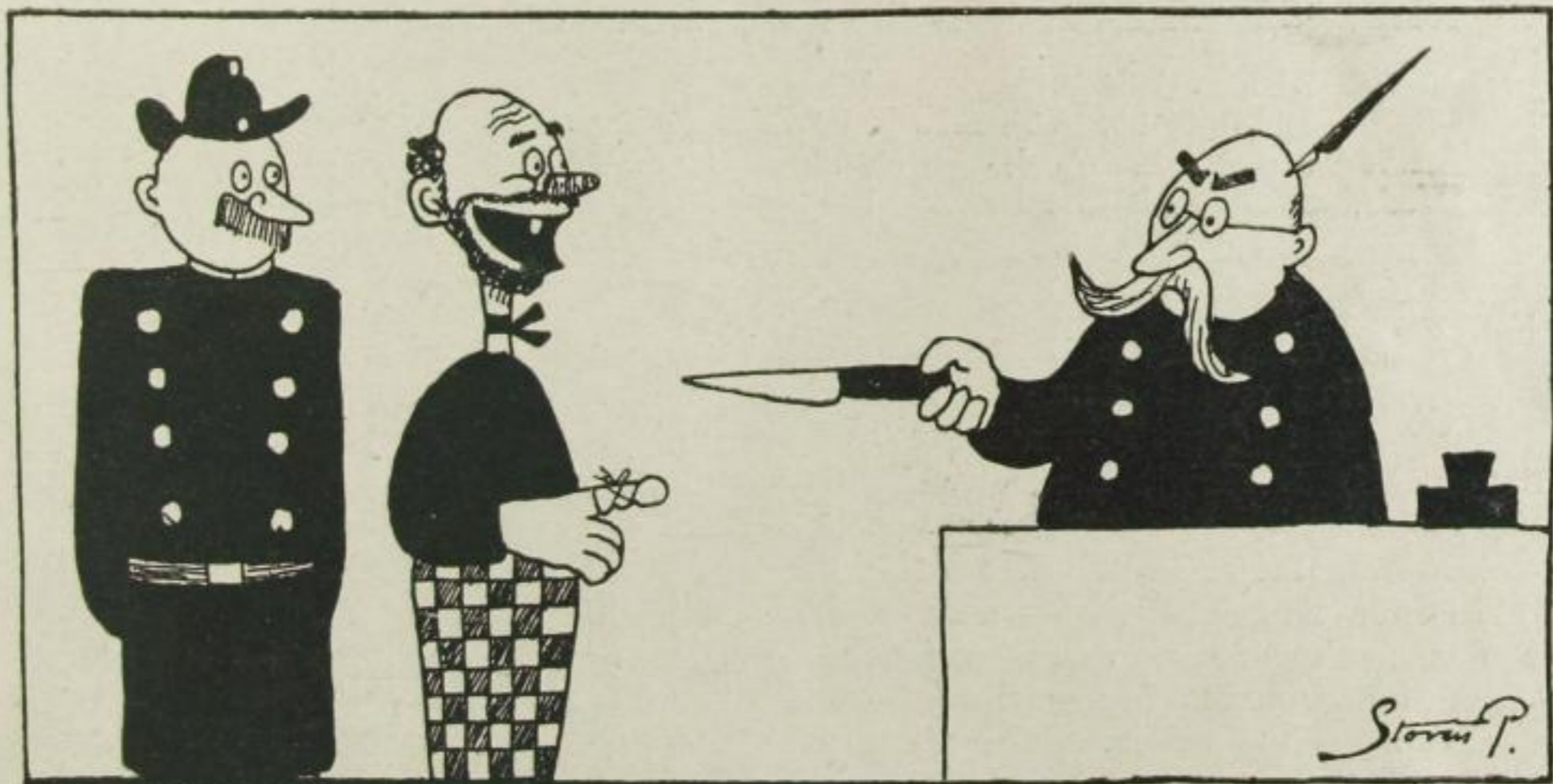
von den Kameraden im Theater geschätzter Schüler, dessen Konkurrenz niemand fürchtete. Doch konnte er bei den ganz unbedeutenden Aufgaben, die er zuerteilt bekam, blitzartig eine seltene Begabung für Charakterisierung verraten, die dem aufmerksamen Zuschauer nicht entging. Ich entsinne mich noch der „Zaza“, worin unsere größte Schauspielerin Anna Larsen die Hauptrolle hatte. Der eine Akt spielt an einem Frühlingsabend vor einem der kleinen Revuetheater der „Champs Elysées“, und Storm hatte ein paar Repliken als Pariser Plakatträger und Ausrufer.



„Wo ist das Buch, das ich Dir geliehen habe?“
 „Ich habe es Hansen geliehen. Weshalb?“
 „Ach, ganz unwichtig. Hansen ist es ja, von dem ich das Buch geliehen habe. Er sagte neulich, daß Petersen, von dem er es geliehen, es gern zurückhaben möchte, weil der eigentliche Besitzer es zurückverlangt.“



„Kennen Sie dieses Messer?“
 „Nein!“
 „Sie leugnen also – führen Sie ihn 'raus, den frechen Kerl.“

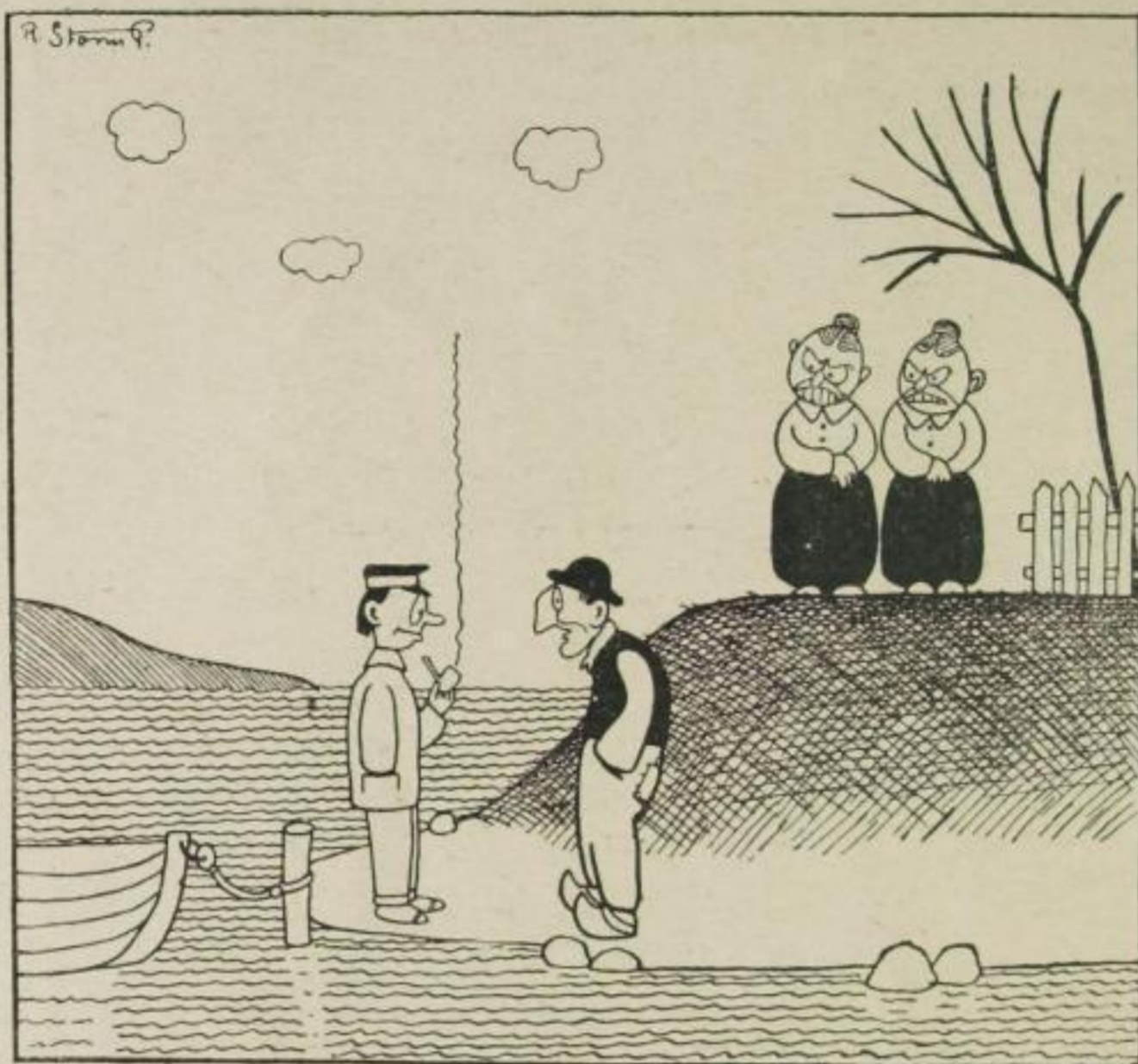


Eine Woche später:
 „Ich frage Sie nochmals: Kennen Sie dieses Messer?“
 „Ja!“
 „Na, endlich gestehen Sie – woher kennen Sie es?“
 „Ja, Herr Richter, Sie haben es mir ja vorige Woche selbst gezeigt.“

In den wenigen Sekunden, die er über die Bühne zu gehen hatte, gelang es ihm, in Maske und Stimmführung den einzigen wirklichen Pariser Eindruck des Abends zu schaffen. Das übrige war

nur gute bürgerliche dänische Komödie. Storm ließ uns einen Augenblick glauben, daß wir in Paris wären.

Da das Leben am Theater ihm hauptsächlich Enttäuschungen brachte, suchte



„Wieviel Einwohner hat diese Insel?“
 „Hier leben nur ich, meine Frau und ihre Schwester.“
 „So-o-o – Sie haben's also gut hier?“
 „Ja, großartig, nur wird hier zuviel geklatscht.“

er andere Auswege für sein Talent. In den ersten schwierigen Kinderjahren des Films fing er an, etwas zu filmen. Zusammen mit dem Journalisten und Flieger Alfred Nervö, einem weichen und gleichzeitig mutigen Mann wie Storm selbst, trat er in privaten Kreisen mit kleinen Knockabout-Nummern auf, die das nachmachten, was die beiden jungen Menschen die Clowns im Zirkus hatten vormachen sehen. Ich erinnere mich noch ihres ersten halboffiziellen Auftretens in einem Kreis von Studenten. Der Nummer folgte eine totenähnliche Stille. Nicht ein Gesicht verzog sich zum Lächeln, nicht eine Hand bewegte sich zum Beifall. Es war ein richtiges Fiasko.

Storm fing an, in seinen Mußestunden auch etwas zu zeichnen. Größeres Gewicht legte er allerdings nicht darauf. Die Technik interessierte ihn damals wie später nur wenig. Ich besitze eine

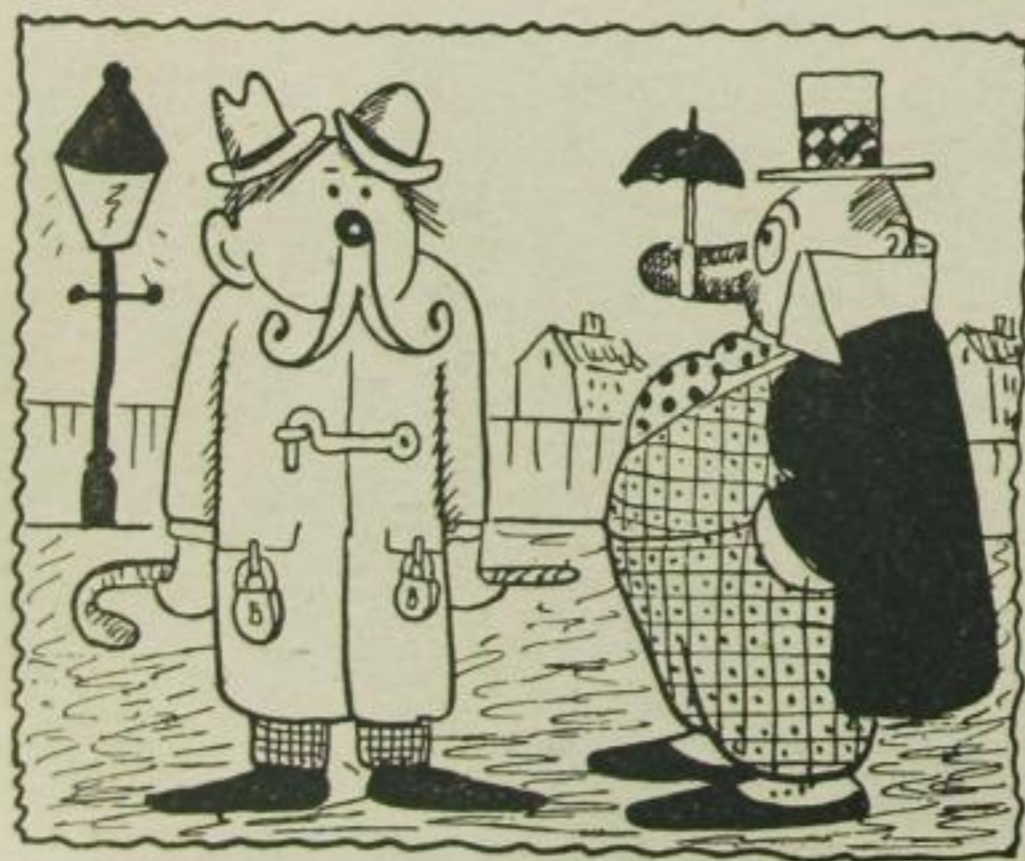
der allerersten Zeichnungen Storms. Er gab sie mir ohne weiteres Aufheben eines Abends, den wir auf seiner kleinen Künstlerbude verbrachten, weil wir fanden, daß sie Talent verriete. Ich entsinne mich noch seines ungläubigen Lächelns: „Finden Sie das wirklich?“ Die Zeichnung heißt: „Die Blume des Leidens“ und zeigt ein dornengekröntes Christushaupt als Blume auf einem Stengel, die Hand mit den blutigen Nägelmalen als eins der Pflanzenblätter. Storm, der eine Auslösung für seine Schwermut suchte, war hier von dänischen Künstlern wie Johannes Holbech und Jens Lund beeinflusst, die in ihren



„Sakrament, was doch die Welt egoistisch ist! Alle Menschen denken lediglich an sich selbst, nur ich allein denke an mich.“

sonderbaren, verrenkten Zeichnungen einer Weltanschauung Ausdruck geben wollten, die wiederum von Mallarmé und der um die Jahrhundertwende florierenden symbolistischen Dichtung und Kunst beeinflusst war.

Beide Linien, die des lustig-schwermütigen Knockabout und die des bitter-wehmütigen Satirikers



„Auf Hawaii hat man das ganze Jahr hindurch dasselbe Wetter.“

„So – worüber unterhalten sich dann dort die Leute?“

„Der Bettvorleger ist von einem bengalischen Königstiger – der war so gefährlich, daß ich niemals wage, ohne ein geladenes Gewehr das Schlafzimmer zu betreten.“

hat er in seiner späteren Entwicklung fortgesetzt. Er ließ sich von den ersten Mißerfolgen nicht niederschlagen, sondern schöpfte seine Anlagen aus, während er nach außen, dem Publikum gegenüber eine heitere Fratze schnitt, die ihm seine große Volkstümlichkeit verschaffte. Nach einjährigem Aufenthalte mit Nervö im Auslande gab er mit diesem Jugendfreunde zusammen eine humoristische Wochenschrift heraus „13 Oere“. Sie ist niemals recht gegangen, u. a. weil ihr Preis dem

Titel entsprechen sollte, 13 aber eine unpraktische Zahl für den Straßenhandel ist. Doch wurde „13 Oere“ einer der ersten Kopenhagener Slangausdrücke Storms, im Sinne von einem unerheblichen Betrag, einem schlechten Kunstwerk, einem mittelmäßigen Menschen. Im Laufe der Jahre prägte er eine Reihe weiterer volkstümlicher Wendungen, die heute jeder zweite Kopenhagener in der Umgangssprache anwendet, wie „Es muß kalt sein, Flunder zu sein“ oder „Runter mit der Schlackwurst vom Grammophon, es muß Ordnung im Tabernakel sein“.

Zeitungen und Wochenschriften fingen nun an zu begreifen, daß man Storm als humoristischen Zeichner verwenden könnte, und er schuf seine populären Serien „Die drei kleinen Männer“, „Der Nummermann“, „Peter Vimmelskafts Erlebnisse“ usw. Noch jetzt zeichnet er für das Mittagsblatt „B. T.“ die tägliche Serie „Peter und Ping“, die stets entweder einen Witz, einen philosophischen Lehrsatz oder eine aktuelle Wahrheit enthält. „B. T.s“ Leser schlagen stets Storm-Petersens Seite zuerst auf, und er sichert dem Blatt die große Verbreitung. In dieser Verbindung sei auch noch erwähnt, daß Storm seine Jugenderfahrungen vom Film ausgenutzt hat, um Dänemarks populärste Zeichenfilme zu schaffen, die besonders zu Reklamezwecken sehr stark benutzt werden.

Storms Mitarbeit an den Zeitungen brachte wiederum den „Circus Variété“ auf den Gedanken, Storm als Nummer zu engagieren. Damit wurde einer seiner Jugendträume erfüllt: er durfte auf der Bühne auftreten, wenn auch in ganz anderer Weise, als er sich ursprünglich gedacht hatte. Im Zirkus führte er auf einem Riesenkarton Schnellzeichnungen der „Drei kleinen Männer“, später Bildnisse bekannter dänischer Persönlichkeiten aus. Die wachsende Gunst des Publikums brachte ihn vom Zirkus zum Kabarett, und als die bekannte schwedisch-dänische Operettendiva Frau Anna

Norrie das erste Künstlerkabarett in Kopenhagen eröffnete, engagierte sie sofort Storm-Petersen, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er und die schwedische Liedersängerin Frau Ella Dyberg in Dänemark die Kabarettkunst geschaffen haben.

Gegenwärtig ist Storm-Petersen der eigentliche Leiter des kleinen eleganten Revuetheaters „Bonbonnière“, an dem er gleichzeitig Dekorationen malt, als Schauspieler in den verschiedensten, oft ganz wahnsinnigen Verkleidungen auftritt, humoristische Sketches selbst schreibt und zusammen mit dem jungen Schauspieler Arhoff spielt, den der Volkswitz mit einem Wortspiel „Stille“ getauft hat. In „Storm und Stille“ ist es Storm, der spricht, während Stille die Lachpausen durch sein sprechendes Schweigen ausfüllt.

Storm legt einen immensen Fleiß an den Tag. Täglich versorgt er eine Tageszeitung, allwöchentlich ein Wochenblatt mit humoristischen Zeichnungen, schreibt seine Sketches und spielt sie allabendlich, während des Sommers an zwei Theatern, und in der Nacht fabriziert er seine Zeichenfilme. In diesem ganzen Teil seiner Wirksamkeit ist er abhängig vom Publikum, und wenn er auftritt, ist er vom Beifall der Zuschauer, von der ganzen Stimmung des Theaters leicht zu beeinflussen. Es ist daher nur natürlich, daß er innerlich das Publikum sehr gering schätzt, dessen Gunst ihn reich macht, und daß er als Privatmann scheu, verlegen und zugeknöpft ist. Storm ist in Wirklichkeit Melancholiker, der gezwungen ist, zu lachen. Er tritt in einem Narrenspiel auf wie Prinz Hamlet am dänischen Hofe.

In seinen geheimsten Stunden, wo er sein eigentliches Ich erschließt, wird er nicht müde, zu predigen, daß Ophelia in ein Kloster gehen soll, und daß etwas faul an der ganzen Gesellschaftsordnung ist. Sein Horatio ist seine Malerei, worin er seine bitter wehmütige, schwermütig lustige Seele ausdrückt. Erst in der Malerei gibt er ganz sich selbst,

Storm-Petersen ist als Zeichner und Maler, unfreiwillig oder freiwillig, der Technik gegenüber ganz gleichgültig. Das Wesentliche für ihn ist, einer treffenden Wahrheit, einer wehmütigen Lebenserfahrung oder einer beißenden Satire über die Ungerechtigkeit der Gesellschaft Ausdruck zu geben. Er wählt seine eigene sehr persönliche Form, ohne Rücksicht auf die Konvention, um unmittelbar den stärksten, treffendsten Ausdruck zu finden; er malt in einer Vision. Er hat einen sehr geschärften Blick für die Häßlichkeit der Menschen, er sieht das Dasein in einem Hohlspiegel, der die Fehler vergrößert, die Komik übertreibt. Es liegt Sprengstoff in seinen Schilderungen des Proletariats. Seiner Lebensauffassung nach ist er Anarchist.

Den richtigen Storm-Petersen findet man nicht in den Zeichnungen, wo ein zerlumpter Strolch mit einem Blumentopf auf dem Kopf auftritt, sondern in dem Mann, der eine Kinderleiche aus dem Müllkasten auf dem Hof der Arbeiterkaserne fischt. Als ernster Künstler flieht er seine eigene Lustigkeit. Er

will ein strenger und düsterer Zuchtmeister der Gesellschaft sein, wie Europas große Satiriker, und sein Witz ist oft so scharf wie der Daumiers, sein Spott kann an den Th. Th. Heines erinnern. Trotzdem schlagen Lustigkeit und Gutmütigkeit immer wieder bei ihm durch. Trotz all seinem Ueberdruß am Publikum, trotz seiner Schwermut und seinem Unwillen über alles Unrecht der Welt kann er nicht ein feines Lächeln in den Mundwinkeln verbergen. Denn im Grunde seines Wesens liebt er die Menschheit. Bis zum Rande ist er von der gutmütigen Liebenswürdigkeit erfüllt, die bei allem kleinstädtischen und etwas verräterischen Klatsch ein Charakterzug des Dänen ist. Storm-Petersen ist ein ausgeprägtes Kind der frohen und wohlgenährten Stadt Kopenhagen, wo der Gedanke an Aufruhr und Revolution Ausdruck in der Zeichnung einer Arbeiterfrau gefunden hat, die ihrem bewaffneten Mann aus dem Fenster zuruft: „Hansen! Bist du nicht bald fertig mit der Hungerrevolte? Komm-rauf! Der Gänsebraten wird sonst kalt!“



„Es ist doch sehr peinlich, daß wir nur einen Baum in unserem Garten haben.“



Holzchnitt von Adolph von Menzel
(Verlag E. D. Seemann)

Friedrich der Große als Kurpfuscher

Von

Jakob Frank

Ein deutscher Gelehrter hat vor zwei Jahren einen köstlichen Fund gemacht: Beim Besuch auf einem adeligen Landsitz stieß er auf ein Konvolut von Briefen Friedrichs des Großen, die bisher unbekannt waren; 305 Briefe, gerichtet an das getreue Faktotum des Königs, seinen Geheimen Kammerier Michael Gabriel Fredersdorf, ursprünglich Kammerdiener, später zugleich die Dienste eines Kammerherrn und eines Privatsekretärs verrichtend und die Gelder der Privatschatulle verwaltend. Es sind vertrauliche Briefe aus dem Zeitraum zwischen September 1745 und April 1756, geschrieben, wie Friedrich der Große eben deutsch schrieb: so recht als absoluter Monarch, der über den Regeln der Grammatik und Orthographie steht. In ihrer krausen Sprache und Rechtschreibung amüsanter, sind diese Briefe auch schätzenswert, weil sie so viel Persönliches von dem wunderlichen, schrulligen Menschen verraten, der, wie nur Cäsar vor ihm und Napoleon nach ihm, das Genie eines Feldherrn und eines Staatsmannes vereinigte. Man sieht in diesen Briefen den König um tausend Kleinigkeiten besorgt, um Möbel und Bilder, um Wagen und Pferde, um die Engagements von Sängern und Tänzerinnen und was noch

alles ... Der deutsche Gelehrte hat jetzt diese Briefe herausgegeben, auf hochgelehrte Art. Er hat eine ausführliche Einleitung geschrieben und zu den einzelnen Briefen Anmerkungen gemacht, die zwanzigmal so lang sind wie der Text. So ist aus der Briefsammlung ein Buch geworden, unerträglich zu lesen für jeden, der sonst schon einmal etwas über Friedrich den Großen gelesen hat, aber man kann ja Einleitung und Kommentar überschlagen. Und das wird man um so besser tun, weil man darin vergebens Verständnis für den interessantesten Teil der Briefe suchen würde: nämlich für die Stellen des Briefwechsels, die, mit den Jahren immer zahlreicher werdend, von den Krankheiten des Königs und seines Adressaten und von ihrer Heilung handeln.

Man weiß, daß Friedrich der Große schon in ziemlich jungen Jahren kränkelte, und von den Strapazen seiner Feldzüge hat er sich niemals ganz erholt. Aber es ist wenig bekannt, daß es geradezu eine Leidenschaft des Königs war, zu doktern, daß er ein hartnäckiger Kurpfuscher sowohl am eigenen Leibe wie an allen ihm nahestehenden Personen gewesen ist. Von dieser leidenschaftlichen Laiendoktorei Friedrichs sind seine Briefe an Fredersdorf

ganz erfüllt. Fredersdorf, 37 Jahre alt, als der erste der aufgefundenen Briefe Friedrichs geschrieben wurde, war damals schon leidend. Ein ungeduldiger Patient, ohne Vertrauen zu den Aerzten, aber abergläubisch zugänglich für jede Quacksalberei, scheint er eine unvernünftige Kur nach der anderen durchgemacht zu haben. Das Interesse für Gesundheit und Heilmittel bildet vielleicht die stärkste Gemeinschaft zwischen ihm und seinem Herrn; ihre Beziehungen werden dadurch persönlicher, man möchte fast sagen intimer, als es sonst das Verhältnis eines gütigen Herrn zu dem treuen Bedienten ist, der Fredersdorf immer geblieben ist, wenn er auch höhere Funktionen ausübte.

„Bleibe Du nuhr in berlin und lasse Dier Curirn“, beginnt der erste der vorhandenen Briefe, und das damit angeschlagene Thema wird bis zum letzten durchgeführt und unermüdlich variiert. Zunächst ist (in Briefen aus dem Felde) hauptsächlich von der erschütterten Gesundheit Friedrichs die Rede. Zu Ende November 1745 schreibt der König:

„Meine gesundtheit habe sehr zu-gesetzt, ich Schlafe Keine nacht vohr Hertz Klopfen und Krampffichte Coliquen und Kan fast nicht Essen. Nuhn, da ich in der Ruhe bin, So gebrauche ich Was, ich bin aber besorget, dass ich den Winter mit vielen Incomoditéten zubringen werde. die Verkältungen, Sorgen und Cumer Ruiniren mir gantzlich.“

In dieser Tonart geht es viele Monate lang weiter: „der Schloff und apetit fehlet mir und bin ich wie die Schwangeren Weiber, die unordentliche lüste haben.“ Dann wieder: „mein Leib ist mir so Dike als eine Trumel (Trommel).“ Der Feldzug ist bereits vorüber, aber die Nachwehen der Kriegsanstrengungen setzen dem König hart zu. Er schildert alle möglichen Symptome, endlich aber stellt er fest: „Mein gantzer zufal Kömt von die Nihren. Nuhn Kenen sie ihm erstlich und haben mir 4 wochen wie eine Canaile mit dem

Colon gekuelet,“ das soll heißen: jetzt verstehen die Aerzte meinen Zustand erst, vorher haben sie mich vier Wochen lang wie ein Vieh mit Behandlung des Darms geplagt. Friedrichs Orthographie ist phonetisch (nach dem Gehör), er schreibt gekuelet für gequält.

Gegen die Aerzte hat Friedrich eine Verachtung, die sich manchmal zu Haß steigert. Darin stimmt er mit dem getreuen Fredersdorf völlig überein. Er schreibt ihm beispielsweise: „Du hast gros recht, dass Du die Docters die Wahrheit Sagst, sie Seindt grosse Idioten.“ Besonders zuwider ist ihm sein Leibarzt Eller; der will nämlich von Medizin mehr verstehen als der König. Aber Friedrich ironisiert ihn: „Eller hat immer Recht! wenn die Leute gesundt werden, So hat er es gethan, wenn sie Sterben, so ist es ihre Schuld.“ Mit diesem selbstbewußten Leibarzt Eller ging es auch nicht lange. Ein halbes Jahr später wurde er abgesetzt; an seine Stelle kam Dr. Cothenius. Der ließ den König selbst doktern; er begnügte sich, sein ärztliches Plaget zu den Diagnosen und Verordnungen Friedrichs zu geben, daß Friedrich sich als der eigentliche Arzt vorkam, der sich von Cothenius als Consiliarius die Bestätigung holte. Auf diese legte er allerdings hohen Wert. Immer betont er Cothenius' Verantwortlichkeit. Einmal schreibt er, er habe einen „Anschlag“, Fredersdorf zu kurieren, aber er will es nicht auf seine „eigenen Hörner“ nehmen, sondern sich erst noch mit Cothenius beraten. Denn jetzt war wenig mehr von dem eigenen körperlichen Leiden Friedrichs die Rede, jetzt war Fredersdorf der Mann, der kuriert werden mußte.

Gelegentlich hat Friedrich jedermann in seiner Umgebung behandelt. Nur hat es nicht jedermann sich willig gefallen lassen. Der Kammerdiener Anderson wollte sich selbst helfen, aber der König frohlockte nachher: „Der hasenus hat das Podagra, hat mir nicht glauben Wollen und sich mit Spiritus gewaschen, nun Schreiet er ach und Weh.“ Die

richtige Behandlung des Podagra gibt Friedrich wie folgt an: „an Ellert (der Arzt Eller): wann Kaiserling Podagra im leibe hat, Sol er ihm doch Cataplasma von Mostert (Mostrich) an die Füße thun, umb das üble aus dem leibe nach die untern theile zu tziehen.“ Aber erst, als Dr. Cothenius Leibarzt geworden war und Fredersdorfs Zustand sich so verschlimmert hatte, daß er geradezu ein Dauerpatient wurde, konnte sich Friedrich in seiner Doktereie so recht ausleben. Da hatte er an dem vertrauten Diener ein Objekt, das er ganz genau kannte. Seine aufrichtige Zuneigung zu dem braven Menschen schürte noch seinen Behandlungseifer. Es wurde ihm zu einer Angelegenheit, auf die er allen Ehrgeiz und sein ganzes Herz wandte, daß er selbst Fredersdorf gesund machen müsse.

Zu Beginn seiner ernstlichen Leidenszeit machte sich Fredersdorf schwere Sorgen, ob längeres Kranksein ihm nicht seinen Dienst kosten müsse. Im August 1748 schreibt er noch, mit der Versicherung, daß er bereits wieder zu Kräften komme: „Nur Bitte Ewr. Königl. Maj. Unterthänigst, Keine ungnade wegen Meines öffteren Kranksein Auf Mich zu werffen.“ Später hatte er nicht mehr zu befürchten, daß der König eines ewig kranken Dieners überdrüssig werden könnte. Friedrich konnte eher ein Faktotum entbehren als sein Versuchskaninchen, sein Behandlungsobjekt. Aber der Aermste wurde schließlich ganz verzagt, so daß er im Februar 1754 dem König schrieb: „So wie mir diese itzige Kranckheit angegriffen, hat die gantze 8 Monath, dass ich leide, so Nichts empfunden. ich weiß jar Nicht, wie es mit mir is, ob ich Zum unglück so leiden Mus oder ob ich behext Bin.“ Worauf der König gütig und belehrend antwortete: „ich habe recht viehl mitleiden mit Dibr gehabt. behekset bistu nicht, aber 2 Kranckheiten, die bei Dibr zusammen komen, die machen uns vihl Cumer.“ „Uns“ — das bedeutete den König und Dr. Cothenius, die

gemeinsam nunmehr schon über sechs Jahre den Patienten behandelten.

Bald nachdem Dr. Cothenius sein Amt angetreten, heißt es in einem Brief des Königs an Fredersdorf zum erstenmal: „gottbewahre dihr, und wann du das geringste fühlen soltest, So sage es nuhr gleich an Cothenius, wihr haben alles abgeredet, so daß mihr vohr dießen Mohnaht garnicht mehr bange ist“, nämlich für den Patienten. Bald schreibt Friedrich vor: „man Kan nuhr Clar aus deine umstände Sehen, dass, was dihr die heftige Zufälle veruhrsachet hat, eintzig von denen Hemeroiden her rühret. also mus Cothenius jetzunder Küllende mittel gebrauchen, umb das geblüht zu besenftigen, bis die tzeit vorbei ist.“ Und kurz danach: „ich bitte Dich nuhr umb (darum), den Monaht so viehl möglich Tisane (ein übelschmeckender Heiltrank) und dergleichen mittel zu gebrauchen, die das geblüht versüßen.“ Aber der König hat den Verdacht, daß Fredersdorf ihm nicht folgt. Er schreibt also zwei Monate später: „ich habe mihr So vihl mühe gegeben, Deine Kranckheit aus zu Studiren, und glaube, dass ich sie nuhr recht guht Kene. ich habe mit Cothenius alles abgeredet, was gebraucht wirdt. aber es Kan nicht Nathürlich zugehen, daß das fiber solange anhält. also Kome ich auf die gedanken, dass du dihr nicht in acht nimst, entweder die Medicin nicht ordentlich gebrauchst oder Sonsten auch exsesse (Ausschreitungen) in Diet (in der Diät) machst.“ Daran knüpft der König die herzliche Beschwörung: „ich habe gemeinet, du häst mihr lieb und wirst mihr nicht den chagrin (Kummer) machen, Dibr umbs leben zu bringen.“ Am schlimmsten aber ist es, daß Fredersdorf sich mit „fremde Docters“ einläßt. Friedrich warnt ihn: „dass die leüte dein gelt haben wollen, pardonire ich, aber daß dich einer einmahl umbs leben bringen wirdt, ist gewisse und Kan fast nicht fehlen! Duhe (tue) dann, was Du wilt, gehet es aber Schif, so ist keiner als Du alleine Schuld daran, gottbewahre Dibr.“ Es macht dem

ich Schicke Dir ein Rares Elixier das von
 Teofrastem Paratzelsio Komt welches
 mich und alle die davon genommen haben
 wunder gethan hat, nim nuhr von dieser
 Medecin, es leidet aber keine
 quacksalbereien darnehen! sonst
 benimt (es) einem vohr Sein lebe Tage die
 Mänliche Krette der liebe.

Brief Friedrich des Großen
 an seinen
 Kammerdiener Fredersdorf.

„Ich Schicke Dir ein Rares Elixier, das von Teofrastem
 Paratzelsio Komt, welches mich und alle, die davon ge-
 nomen haben, wunder ge than hat. nim nuhr von dieser
 Medecin. es leidet aber Ke i n e quacksalbereien darnehen!
 sonst benimt (es) einem vohr Sein lebe Tage die
 Mänliche Krette der liebe.“

König ernste Sorge, da er verreisen
 muß: „ich gehe nuhr wek und weiss
 nicht, wie Du Dühr verhalten wirst.
 wenn Du mir auch versprichst, so
 helstues (hältst du es) doch nicht. ich
 wolte baldt Schiltwachen vor Deiner
 thüre Setzen lassen, dass kein Docter
 herein komen könnte.“ Und schließlich
 wird der König einmal ernstlich böse
 und schreibt: „Ich mus Dühr die reine
 Wahrheit Sagen: Du führst Dir wie ein
 ungetzogen Kint auf und, wenn Du ge-
 sundt Wärest, wie ein unfernünftiger
 mensch! mach doch ein Mahl ein Ende
 mit die Närsche quacksalberei, da Du
 Dühr gewisse, wohr Du nicht davon ab-
 lässest, den Thoht mit thun würdest.
 oder Du wirst mir tzwingen, Deine
 leute in Eidt und flicht zu nehmen, auf
 dass sie mir gleich angeben müssen,
 wenn ein Neuer Docter Komt oder Dühr
 Medecin geschiket wirdt... es mus der
 Sache ein rechtes Ende werden, Sonsten
 Krepirstu meiner Sehnen aus puren über-
 muht.“ Friedrich selbst hatte aber dem
 Patienten auch ganz andere Mittel zu

geben als solch „närsche quacksalberei“.
 Ende Juni 1755 war's, als er schrieb:
 „ich Schicke Dir ein Rares Elixier, das
 von Teofrastem Paratzelsio Komt, wel-
 ches mich und alle, die davon genomen
 haben, wunder gethan hat. nim nuhr
 von diesser Medecin. es leidet aber
 Ke i n e quacksalbereien darnehen! son-
 sten benimt (es) einem vohr Sein lebe
 Tage die Mänliche Krette der liebe.“

Der Siebenjährige Krieg hat dieser
 Episode in Friedrichs Leben ein Ende
 gemacht, der König hatte an Wich-
 tiges als Fredersdorfs Krankheiten
 zu denken. Bald nach Kriegsbeginn
 trat Fredersdorf, den Fünzig nahe,
 in den Ruhestand, wenige Monate
 später starb er. Es ist nicht bekannt,
 daß der König späterhin, nach dem
 Kriege, wieder einen Patienten gefun-
 den hätte, der ihm vollwertiger Ersatz
 für Fredersdorf hätte sein können.

*

Die Briefstellen des voranstehenden Artikels stammen aus
 dem Werke „Die Briefe Friedrichs des Großen an seinen
 vormaligen Kammerdiener Fredersdorf“ (Verlagsanstalt
 Hermann Klemm A.-G.).

Wenn sie schläft...

Die Stunde unbewußter Anmut

Von

Jack

Die Frau steht dem Kinde näher als der Mann. Darum ist bei ihr — ebenso wie beim Kinde — derjenige Teil des Lebens, den Schlaf und Traum ausfüllen, größer als beim Mann und schöner. Für den Mann ist der Schlaf nichts als eine Notwendigkeit, der er sich unterwirft. Gewiß eine heilbringende Notwendigkeit, Erquickung des Müden. Aber dem natürlichen männlichen Gefühl



Eingeschlafen
Stich von Greuze



Schlafende Bacchantin
Gemälde von Fragonard (Louvre)

widerstrebt der Schlafzustand irgendwie. Für die primitiven Vorstellungen der Urvölker, die durchaus männliche Vorstellungen sind, hat der Schlaf etwas Unheimliches — die alten Griechen haben ihn zum Bruder des Todes gemacht; sicherlich ein guter Bruder, aber auch selbst fürchterlich, fast wie der Tod, wenn man daran denkt, wie er einen wehrlos hinwirft. Der männlichen Natur widerstrebt Wehrlosigkeit; Willenlosigkeit ist ihr verhaßt. Der männliche Körper ist in dem Maß vollkommen, wie er Ausdruck des Willens ist, willfähiges und präzises Instrument des Muskelspiels. Aber der weibliche Körper ist niemals schöner als in der Entspannung der Muskeln, in der Gelöstheit der Gli-

der, in Willenlosigkeit. Die höchste weibliche Schönheit hat beinahe etwas Vegetatives; der Vergleich der Frau mit einer Blume muß schon dem ersten Dichter eingefallen sein, man könnte auch sagen: wem dieser Vergleich einfiel, der war der erste Lyriker. Und die Blumen sind auch am lieblichsten im Schlafe, wenn sie den Kelch halb schließen. Alle Anmut der Frau in der Bewegung, im Tanz, im Sport, wie hinreißend sie auch sein mag, ist nicht letzte Vollendung des Weiblichen. Aber der ruhende weibliche Körper, die Schlafende, offenbart die Urschönheit des unbewußten Daseins.

Der vollkommenste Einklang der Geschlechter ist erreicht, wenn der Mann den Schlaf des Weibes bewacht. Auf



Schlummernde Venus
Ausschnitt aus dem Gemälde von Giorgione (Dresden)

jeden Fall, ohne allen Spott gesagt, ist in dieser Situation die größtmögliche geistige Uebereinstimmung der Geschlechter hergestellt. Welcher Ehemann wird das nicht bestätigen? Ein Ehemann ist ja stets „ein Mensch mit seinem Widerspruch“, nämlich mit seiner Frau — aber im Schlaf der Frau endet der Widerspruch und wird mit dem Denken des Mannes zur geistigen Einheit. Uebrigens braucht man nicht der Ehemann einer schönen Frau zu sein, um zu entdecken, daß nur eines noch reizvoller ist als ihre lebhaftere Gesprächigkeit: nämlich das Verstummen dieser Gesprächigkeit im Schlafe. Sorgfältige Beobachter haben auch seit jeher festgestellt, daß die Frau nicht beson-

ders gut zum Zuhören veranlagt ist. Gewöhnlich gelingt ihr das Zuhören nur, wenn sie an etwas ganz anderes denkt; aber dabei verrät sie sich leicht, und der Mann wird ärgerlich. Nur wenn die Frau schläft, kann der Mann die Genugtuung empfinden, daß sie ihm wirklich willig zuhört. Allerdings muß ein Mann etwas von einem Dichter in sich haben, um den geistigen Rapport zur schlafenden Frau herzustellen. Goethe, der wirkliche Frauenkenner unter den deutschen Dichtern, hat auch am klarsten das Verhältnis zwischen dem Dichter und der Frau, die er besingt, dargestellt. Goethe hat viele Frauen besungen, mit einer üblichen kitschigen Redewendung könnte man auch sagen, daß viele Frauen seinen



An der Seine
Gemälde von Courbet

Phot. E. Druet, Paris



Schlafende. Rötzelzeichnung von Boucher



Der Schlaf. Schabkunstblatt von A. Pages



Henri Matisse: Eingenickt

Aus „Die Kunst des 20. Jahrhunderts“, erschienen im Propyläen-Verlag.

Liedern „gelauscht“ haben; aber wenn es die Erfahrung eines Dichters wäre, daß Frauen ihm lauschen, das heißt wach der Worte harren, die ihm wie halb im Traum von den Lippen fallen, dann wäre wohl jener herrliche „Nachtgesang“ Goethes nicht entstanden:

O gib vom weichen Pfühle
Träumend ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! Was willst du mehr?

Man wird vielleicht glauben, daß der Dichter, da er sich ein „halb Gehör“ wünscht, an Halbschlaf gedacht habe, aber im Halbschlaf hätte die Frau über den lyrischen Ueberschwang des Mannes noch gelächelt, darum fährt er fort:

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle —
Schlafe! Was willst du mehr?

Ist der Dichter heiß, so ist die Frau kalt; aber im Schlaf erwärmt sie sich, und wie glücklich sieht der Mann sie mit geröteten Wangen daliegen, als ob seine Liebesworte ihr das Blut ins Gesicht trieben, während sie im Wachen doch so frostig seine Glut dämpfen zu wollen scheint. Alles Gefühl Goethes strömt in den Schlußvers über:

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! Was willst du mehr?

Immer ist es Goethes Schicksal gewesen, und immer wird es das Schicksal männlicher Männer sein, sich nur dann von der Frau „verstanden“ zu wissen, wenn sie nicht verstehen kann. Das will sagen: die Frau fühlt nur, wenn sie nicht begreift, also am tiefsten im Schlafe. Innigstes Verständnis hat zwischen dem deutschen Dichter und dem

römischen Mädchen geherrscht, von dem er in den Elegien erzählt — sie konnte nicht Deutsch, darum war ihr Goethe gewiß noch lieber:

Oftmals hab' ich auch schon in ihren
Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit
fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählet. Sie atmet
in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis
ins Tiefste die Brust.

Mit der Vorstellung einer schlafenden Frau ist immer auch der Glaube, ja fast die Gewißheit verbunden, daß sie träumt. Männer träumen nur gelegentlich — ein arbeitender Mann, der sich dem Schlaf nur aus Uebermüdung hingibt, schläft

zu tief, um zu träumen, aber für die Frau bedeutet der Traum einen vielleicht nicht weniger wichtigen Teil ihres Geisteslebens. Die männliche Eitelkeit glaubt natürlich immer, daß die Frau von Liebe träumt. Und wenn die Maler — die bis weit ins 16. Jahrhundert hinein, weil man damals nackt schlief, schlafende Frauen einfach als Akte gemalt hatten — in einem erotischen Zeitalter die Frau im Schlafe wiedergaben, dann wollten sie fast immer einen Traum von Liebesglück schildern. Aber wer weiß, ob es wahrhaftig Liebe ist, was jenen unvergleichlichen, geradezu wollüstig-seeligen Ausdruck im lieblichen Antlitz einer träumenden Frau hervorruft? Sie könnte ja mit dem gleichen Ausdruck auch von einem neuen Kleid geträumt haben.



Phot. Alinari

Watteau: Jupiter und Antiope (Louvre)

Ich jage Elefanten

für den

Sultan

von

Trengganu

Von

Charles Mayer

Direktor des Zoologischen Gartens in New York

Mit photographischen Aufnahmen von John Hagenbeck

Kurze Zeit, nachdem ich in Trengganu eingetroffen war, sandte der Sultan mir die Botschaft, daß er mich dringend sofort zu sprechen wünsche. Der Sultan erwartete mich. Er saß auf einem Bett mit gelben Kissen und rauchte eine Landes-Zigarette aus rauhem Tabak, der in ein Palmenblatt gerollt war. „Tuan,“ sagte er, „Elefanten sind da.“ Dann lächelte er. Sein Lächeln war ein Tribut an meinen Ruf, den ich mir durch den Fang von Elefanten, meinen ersten Beutezug, in Trengganu geschaffen hatte. Dieser Zug hatte mir sogar auch noch den etwas formlosen Titel „Sir Elefant“ eingetragen.

„Wo?“ fragte ich.

„In der Gegend des Tar-poo-Flusses. Es sind da vielleicht zehn oder fünfzehn; erst ein Mann, dann noch einer und dann noch einer mehr haben sie alle gesehen, alles Männer, die nicht eine kleine Wahrheit zu einer großen Lüge aufblasen, wie es viele meiner Untertanen tun. Sie sind bestimmt da. Du, der du die wilden Tiere jagst und

Der Zivilisierte

Vor kurzem noch selbst im Urwald gejagt, zieht er jetzt als Verbündeter des Elefantensjägers gegen seine eigenen Brüder.





Die Macht der Zählung:

Während ein wilder Elefant gefesselt wird, halten die zahmen Elefanten Wache.

ebenso schwer zu fangen bist wie die Geschöpfe, die du jagst, du bist hier. Allah hat dich mir geschickt, um diese Bestien in Besitz zu nehmen. Elefanten sind wie Ringgitt (Dollars). Der, der viel hat, wünscht sich mehr.“

„Ich werde sie fangen“, antwortete ich. Er nickte langsam und zustimmend.

Dann setzte ich ihm meine Bedingungen auseinander. Ich würde acht seiner zahmen Elefanten dazu gebrauchen, auch müßte er mich mit den notwendigen Leuten versorgen. Ich würde versuchen, die ganze Herde zu fangen. Ich würde ihm alle großen Elefanten geben, wenn er mir erlaubte, die kleinen zu behalten.



Erschöpft!

Der Widerstand des Gefangenen ist gebrochen.

Er nahm diese Bedingungen an, es war ein Gentleman-Vertrag. Weder wurde etwas schwarz auf weiß niedergelegt, noch besonders festgesetzt, welche Tiere als groß und welche als klein angesehen werden sollten.

Die zahmen Elefanten, mit denen ich zu arbeiten hatte, waren hervorragend schöne Tiere. Die vier, die dem Sultan gehörten,

hatten ausgebildete Stoßzähne, und jeder von ihnen war achtzehn Fuß hoch oder noch größer. Die des Tunku Besar, des Schwagers des Sultans, waren fast ebenso groß und ebenfalls männliche Tiere. Ich hatte sie alle in einem großen Zug gefangengenommen und fühlte für sie einen gewissen Entdeckerstolz. Seit ihrer Gefangennahme hatte man sie sorg-

fältig gepflegt, doch sprach etwas zu ihren Ungunsten, was bei meinem Unternehmen Lebensgefahr bedeuten konnte: sie waren noch nie zum Elefantenfang benutzt worden, aber sie waren kräftig, und ihre Treiber verstanden sie, und sie verstanden ihre Wächter. Überdies erhöhte dieses Element der Gefahr den sportlichen Reiz, dessentwegen ich mich nur auf den Fang freute.

Meine Vorbereitungen waren kurz. Bei Sonnenaufgang des folgenden Tages begannen wir den Fluß gegen seine schnelle Strömung hinaufzufahren. Außer meinen sechs Ruderern, die mein mit einem runden Kiel versehenes Boot ruderten, und dem Steuermann hatte ich nur noch meinen chinesischen Boy Hu Chu mitgenommen, der Steward, Diener und Koch zugleich war.

Von Tagesanbruch an bis acht Uhr morgens fuhren wir täglich den Fluß hinauf. Dann trieb uns die Sonne an das Ufer, wo wir aßen und bis zum Sonnenuntergang schliefen. Um flußaufwärts zu fahren, brauchten wir drei Nächte.

Als wir im Kampong von Sungai Tar-poo ankamen, begrüßten uns schon am Ufer Frauen und Kinder mit ihren Rufen. Kleine nackte Jungens und Mädels rannten uns vorauf und riefen: „Tuan chatong“ (Der Meister ist angekommen). Ich besaß kein Beglaubigungsschreiben, und doch war es eine anerkannte Tatsache, daß ich vom Sultan kam, und daß meine Befehle Gesetz waren. Mein erster Erlaß war, daß vier Männer ausgesandt wurden, Rattan zu sammeln, um daraus Schlingen zu machen. Die Männer kamen zurück, die Arme voll mit Dornen gespickter Ranken. Einige davon waren 200 Fuß lang. Man reinigte sie am Fluß, d. h. die äußere dornige Rinde wurde entfernt. Dann begannen wir mit der Herstellung von Schlingen und Seilen. Es war einfach genug. Die Schlingen waren geflochtene Ranken, die groß genug waren, um über den Fuß eines Elefanten gezogen zu werden, und die man zusammenflocht wie Handschellen. Ein anderer Typ, den ich auch erdacht hatte, war ein einfacher Ring, groß genug, um über beide Füße des Elefanten gestreift zu werden. An beiden Schlingenarten waren Seile angebracht, und diese Seile wurden so über die

Schulter des Elefanten gezogen, daß sie eine Art Geschirr bildeten. Auch die Seile waren aus geflochtenem Rattan gemacht. War dieser gespalten oder zu dünn, wurden die Stränge verdoppelt. Ein Ende des Rattan wird um einen Baum geschlungen, und der Eingeborene, zumal wenn er von dem Publikum noch angespornt wird, flicht eine dreifache Schlinge mit erstaunlicher Schnelligkeit.

Als die zahmen Elefanten angekommen waren — sie hatten sich durch das Dschungel arbeiten müssen —, waren Schlingen und Seile fertig. Ich hatte 20 Mann dazu angestellt, sie immer im Kreise herumzutreiben; dies sollten sie nur mit dem Lärm der Tamtams bewirken. Ich ermahnte die Malaien, wenn ihnen ihr Leben lieb sei, sich nicht von den Tieren sehen zu lassen. Ich hämmerte es ihnen ein, daß, wenn sie gesehen würden, wenn sie sprächen oder auf einen einzigen trockenen Zweig träten, die Elefanten sie in wilder Flucht überrennen und einige von ihnen töten würden. Die, die entkamen, würden aber vom Sultan bestraft werden, weil sie an dem Verlust der Herde schuld seien. Der Sprecher der Leute trat vor, führte seine Hand an die Stirn und sagte: „Herr, wir werden uns vorwärts bewegen wie eine auf dem Bauch schleichende Schlange.“ „Gut“, antwortete ich und überließ sie ihrer schwierigen und recht gefährlichen Arbeit.

Plötzlich wurde mir gesagt, daß ein Boot den Fluß heraufkäme. Ich lief zum Ufer. Vier kräftige Ruderer paddelten gemeinsam, indem sie monoton den Takt dazu sangen. Das Boot schoß schnell die Strömung herauf. Es trug eine gelbe Fahne, das war das Zeichen des Tunku Besar oder des großen Prinzen. Er war nicht nur der Schwager des Sultans, sondern auch sein erster Minister. Den Prinzen liebte und fürchtete man im ganzen Reich. Er war in seiner Rechtsprechung unbestechbar. Ich hatte noch nie einen netteren, herzlicheren, ernsteren und freigebigeren Orientalen getroffen. Der Tunku Besar war der vollendete Typ des malaiischen Gentleman. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen. Ich kannte ihn schon seit Jahren, und in unsern vertraulichen Gesprächen war seine Lieblingsfrage: „Was denkst du darüber?“ Ich hatte



Die Wache am Elefantenkraal im Urwald:

Eingeborene verhindern mit spitzen Lanzen das Anstürmen der Gefangenen gegen die Einzäunung.

immer das Gefühl, daß er meine Antwort mehr als Ausdruck der westlichen Denkungsart ansah und weniger als mein eigenes Urteil.

Ich war nicht überrascht, daß die Aussicht auf ein Elefantentreiben ihn veranlaßt hatte, herzukommen, aber ich fürchte, ich sah etwas erstaunt aus, als ich sah, daß er Asai, seine Favoritin, und ihre vier Dienerinnen mit sich gebracht hatte. Den ersten Augenblick, als wir allein waren, erklärte er mir, warum er sie mitgenommen hatte: „Wenn ein Mann eine Frau hat, ist es besser, daß er tot wäre.“

Ich half Asai beim Aussteigen, sie nahm ganz natürlich meine Hand und ließ ihr Gesicht unbedeckt. Wir



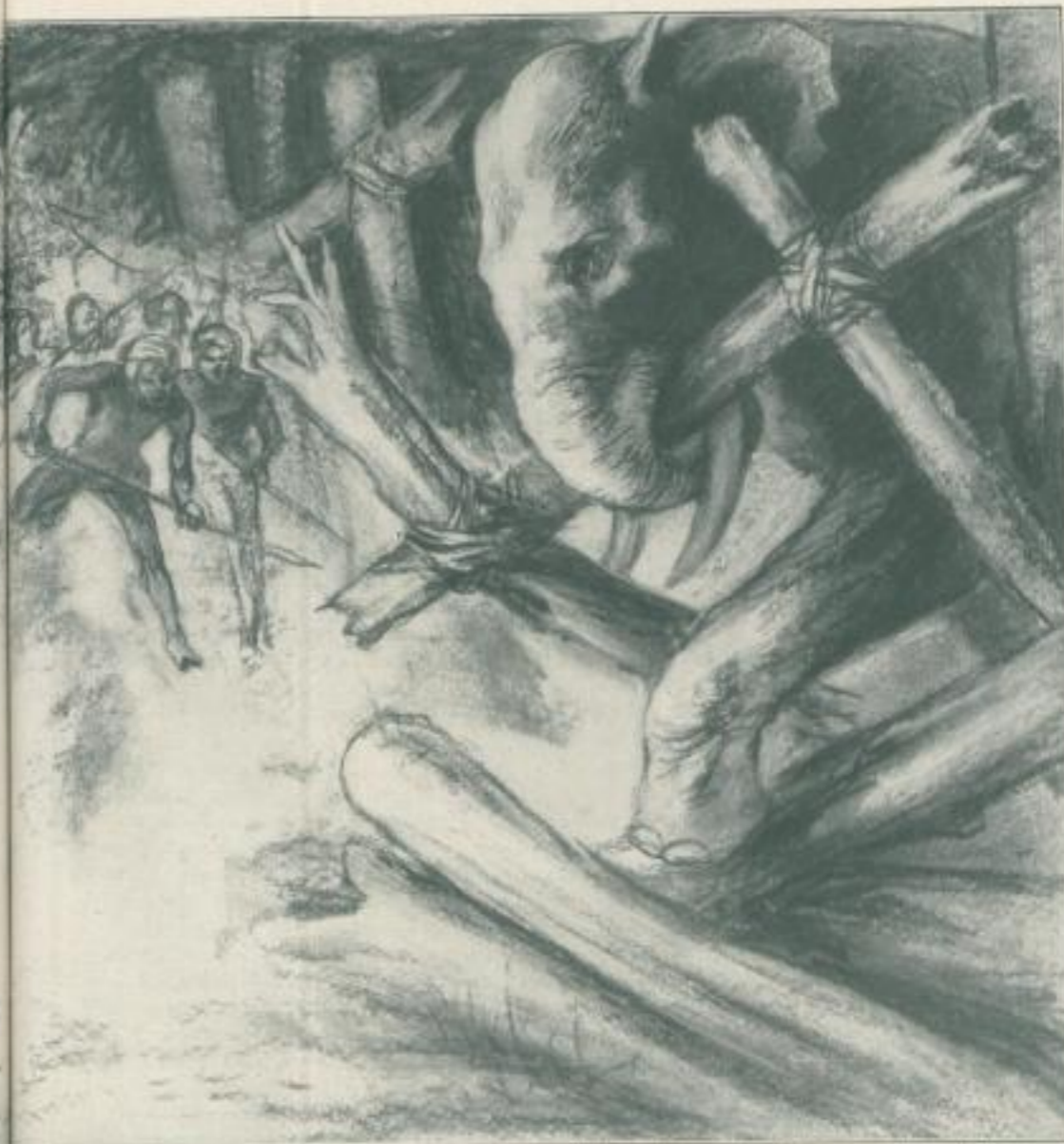


Ausbruchs

Mit Hilfe der gezähmten Elefanten werden

wären alte Freunde und hatten schon oft miteinander gesprochen und gelacht. Sie war eine Siamesin und dem Tunku Besar von siamesischen Prinzen geschenkt worden. Durch die Ankunft des Besar war der ganze Kampong

in Aufregung versetzt worden. Der Häuptling ließ einen Pavillon errichten, und die Frauen des Dorfes bereiteten ein Festessen. Das Elefantentreiben war zu einer Galaaffäre geworden. Ich rief die Elefantentreiber



Nach einer photographischen Aufnahme gezeichnet von O. Linnéus

versuche

die Ausbrecher in den Kraal zurückgedrängt.

zusammen und hielt ihnen eine lange Rede. Der Kernpunkt davon war, daß jeder Elefant drei Männer zu tragen hatte, den Treiber und zwei Männer, die den wilden Elefanten zu fesseln hatten. Wenn sie die eingekreisten

Tiere erreicht hatten, müßten die Treiber zu zweien arbeiten. Sie hatten sich für einen bestimmten Elefanten zu entscheiden und vorsichtig, damit sie die andern nicht erschreckten, einen von seiner Herde loszulösen

und gegen einen Baumstamm zu treiben. Dort mußte ein Reitelefant ihn festhalten, bis die zwei Mann herunter auf den Erdboden geglitten waren, ihre Beine gefesselt und die Schlingen an den Baumstamm festgebunden hatten. Die Treiber verstanden meine Instruktionen gut. Aber es war doch besser, noch eine Art Generalprobe zu veranstalten, zumal man diese auch gleich dem Tunku Besar und seiner Geliebten vorführen konnte. Ich suchte den am besten gezähmten Elefanten aus, damit er beim erstenmal die Rolle des wilden spielen sollte. Er wurde zurückgestoßen und gegen einen Baum getrieben und dort zu seinem großen Erstaunen von zwei anderen Elefanten festgehalten. Dann wies ich die Männer, die das Festbinden zu besorgen hatten, an, herunterzugleiten. Es ist nicht leicht, sich von einem Elefantenrücken herunterzulassen. Schreien und Frauengelächter erschollen von dem Pavillon, dies verwirrte die Malaien wohl noch mehr, und alle fielen in einem Haufen herunter.

„Nicht gut“, rief der große Prinz, sich vor Lachen schüttelnd, und „versuch's noch einmal“, kreischten die Dienerinnen seiner Lieblingsfrau.

Den ganzen Tag über übten wir die Tiere ein, Paar nach Paar, bis alles ganz gut ging. Die Männer in ihrer Schnelligkeit waren so graziös wie Katzen, und den ganzen Tag über, ausgenommen in der größten Mittagshitze, sah unser Publikum in einem schnell errichteten Pavillon zu und belohnte uns mit Beifall. Ich glaube nicht, daß meine Leute merkten, daß sie müde waren. Sie waren so glücklich wie Kinder, die Theater spielen.

Den Tag nach unserer Probe brachen wir bei Sonnenaufgang auf. 50 Mann zu Fuß gingen mit, um die wilde Herde einzukreisen und sie in einem abgegrenzten Gebiet zu halten. So früh es auch war, der Tunku Besar war doch schon auf, um uns wegziehen zu sehen. „Hast du es dir nicht überlegt und willst du nicht doch mitkommen?“ rief ich zu ihm herunter. „Wenn ich auf einem Elefanten reiten würde,“ war seine Antwort, „würde ich einen Monat lang nichts essen können.“

„Das ist wahr,“ rief ich, „das erstemal ritt ich auf einem in einer Zirkusprozession. Ich

saß in einem wunderschönen Zelt und mir war so schlecht, daß die Zirkusdame mir den Kopf halten mußte. Das Publikum glaubte, es sei eine Liebesszene.“ — „Hier sind keine Zirkusdamen,“ sagte der Prinz, „und ich werde nicht reiten.“ — Von dem Standpunkt des Reiters aus gibt es bei den Kamelen gute und schlechte, aber Elefanten sind alle schlecht. Ein Elefantenritt ist der scheußlichste Ritt auf Erden. Die Haut paßt ihm nicht. Sie ist so lose, daß sie überall gleitet und bei jedem Schritt, den er macht, hin und her rutscht. Dazu ist noch seine Gangart an sich eine Qual, auf einem kleinen Schiff auf rauher See wird man weniger seekrank. Im Zirkus verlangen die Frauen, die auf Elefanten reiten und dem Publikum Späße zuwerfen, eine Extragage, und sie verdienen sie.

Diesmal setzte ich mich auf den Elefantenrücken direkt hinter den Treiber. Die beiden Männer, die das Fesseln zu besorgen hatten, saßen auf dem Packsattel hinter mir. Die anderen Elefanten folgten in einer einzigen Linie. Zwei Stunden von dem Kampong stießen wir auf die Leute, die die Elefantenherde in Sicht gehalten hatten. Ich gab den Befehl, sich still zu verhalten, und stellte die fünfzig Mann, die die Elefanten zu umgeben hatten, auf. Ich wies sie an, ihren Kreis bis zu dem Arak-sumgai, dem kleinen Fluß, auszudehnen, denn dort wollte ich mit dem Fang beginnen. Ich gestand ihnen eine halbe Stunde für die Vollendung des Kreises zu. Ich wußte, daß sie ganz gut die Zeit durch den wechselnden Winkel des Baumschattens berechnen konnten. Wenn eine halbe Stunde vorbeigegangen war, mußten sie sich sehr eng zusammenschließen und vor allem keinen Lärm machen. Aber wenn trotz aller Vorsicht die Elefanten doch erschreckt werden und gegen sie vorstoßen würden, sollten sie die Tamtams schlagen, schreien und sie zurücktreiben. Nach dieser Unterweisung gingen sie fort. Als ich glaubte, daß der Kreis geschlossen war, gab ich das Zeichen, und wir brachen auf. Die acht zahmen Elefanten wurden ungefähr 10 Fuß voneinander entfernt in einer möglichst geraden Linie aufgestellt. Unsrer Front war ungefähr 80 Fuß lang; in dieser Formation stießen wir auf die Herde. Ich zählte zwölf voll erwachsene

Elefanten und fünf Junge, unter denen ein Säugling war.

Als wir vorstießen, trat uns ein alter Elefant entgegen. Der Rest der Herde blieb regungslos stehen und wartete, daß er die erste Bewegung machen sollte. Er ließ keinen Laut hören, langsam drängten wir uns zwischen sie. Die Treiber hatten den Befehl, sich erst der Jungen und der Weibchen zu bemächtigen, denn in neun Zehnteln aller Fälle ist es der junge Elefant, der einen Kampf beginnt. Ich winkte dem Treiber neben mir, dicht an den alten Elefanten heranzureiten, der mit erhobenem Kopf und gespannten Ohren dastand und ein dumpfes Brummen hören ließ. Er war wütend, begann seinen Kopf von einer Seite nach der anderen zu werfen, klopfte mit seinem Rüssel heftig auf den Boden und trompetete schrill. Wir kamen mit der anderen übrigen Herde langsam vorwärts. Ich sprach deutlich und gab mit leiser Stimme dem Treiber meines Nebenelefanten Befehle. Langsam gelang es uns, den Elefanten von beiden Seiten einzuschließen. „Leise“, rief ich dem Treiber zu: „Paß auf, der Kampf beginnt.“ Mit der Aussicht auf einen Kampf mit diesem Elefanten konnte ich den anderen Treibern keine Aufmerksamkeit widmen. Ich konnte nur hoffen, daß sie alle meine Befehle befolgen würden. Indessen hatten sich die Treiber genähert, sie standen und starrten und waren im Augenblick, wo ein Kampf ausbrechen sollte, bereit, sich hinter einen Baum zu verstecken. Als wir uns dem Elefantenbullen näherten, drehte er sich plötzlich um und versuchte, seine Hauer in den Elefanten links von mir zu rennen. Aber schnell wie der Blitz lähmte ihn ein scharfer Schlag von dem Rüssel des zahmen Elefanten, und zu gleicher Zeit stieß ihn mein Reitelefant in die Flanke. Ich rief dem andern Treiber zu, den Kopf seines Elefanten herzubringen, damit er ihn ebenfalls stechen, schlagen und stoßen konnte. Der alte Elefant brüllte und trompetete gleichzeitig vor Wut und Furcht, während die zwei zahmen Bestien ihn unaufhaltsam stießen und stachen. Als er nicht mehr darauf achtete, was auf dem Erdboden geschah, rief ich den beiden Männern hinter meinem Rücken zu: „Fesselt ihn und bindet

ihn an einen Baum.“ Die beiden zahmen Elefanten preßten ihre Köpfe gegen jede Seite seines Nackens und hielten ihn, während die Männer herunterglitten und die Schlinge um jedes Bein warfen und jedes Seil an einem besonderen Baum befestigten. Gefährliche Arbeit, die aber nur einige Augenblicke dauerte. Der eine und der andere riefen: „Habis, Tuan! Fertig, Herr!“ Die zahmen Elefanten gaben dem Elefantenbullen einen letzten Stoß und wurden dann weggetrieben. Als dies geschah, stürzte er sich vorwärts, fiel in die Knie, bellte vor Wut und Schrecken und spannte die Seile, die ihn hielten, straff bis zum Zerreißen. Aber das rohe Rattan splitterte nicht, noch riß es. Jetzt konnte ich an die übrige Herde denken. Unser Bulle war der einzige, der den Kampf aufgenommen hatte, die andern hatten in vollkommenem Entsetzen sich ängstlich auf einen Haufen zusammengedrängt. Dabei hatte man sie leicht einfangen können. Die Treiber und die Leute, die sie fesseln sollten, hatten ihre Arbeit schnell und gut besorgt.

Die Treiber wollten näher kommen, denn sie waren neugierig, die Beute zu sehen. Ich rief ihnen aber zu: „Halt, kommt nicht näher und bleibt ruhig.“ Ich wollte erst die Seile und Knoten inspizieren, um mich zu überzeugen, daß auch alles genügend gesichert war. Ich fand, daß alle die wilden Tiere gut angebunden waren, außer den vier Babys. Diese würden von selbst bei ihren Müttern bleiben. Als ich beruhigt war, daß keiner ausbrechen oder sich losarbeiten konnte, erlaubte ich ihnen näher zu kommen. Einen der zahmen Elefanten sandte ich mit der Botschaft, daß der Fang von großem Erfolg gekrönt gewesen ist, dem Tunku Besar zurück und ließ hinzufügen, daß noch viel Arbeit zu tun sei und ich daher erst später kommen könnte.

Unser Fang bestand aus drei männlichen und neun weiblichen ausgewachsenen Tieren, einem Jungen, einem fünf Jahre alten und zwei etwas jüngeren. Die weiblichen Tiere waren durchschnittlich sieben-einhalb Fuß hoch. Der große Bulle war ein Prachtexemplar, dessen Stoßzähne über vier Fuß lang waren.

Ich ließ die Leute nun eine Lichtung



schlagen, denn ich mußte Gehege bauen lassen, in denen ich die Elefanten zähmen konnte. Vorläufig wollte ich sie darin auch aufbewahren. Die Leute fällten die Bäume mit ihren Parangs — kurzen kräftigen Messern. Es war schwere Arbeit. Bevor sie beendet war, rief ich: „Genug für heute. Die Bäume werden die wilden Elefanten halten. Es geht heimwärts! Kommt!“

Es hat wohl niemals eine Zirkusparade gegeben, die unserer triumphierenden Heimkehr zum Kampong geglichen hätte. Die zahmen Elefanten marschierten in einer Reihe. Außer dem Tier, das ich ritt, trugen sie alle so viel Menschen auf dem Rücken, als nur an ihrem losen Fell sich festhalten konnten. Mein Tier ging vorneweg, aber vor ihm liefen Leute zu Fuß, lachten, sangen, schrien und schlugen die Tamtams. Das ganze Dorf kam uns entgegen.

Für niemanden gab es in dieser Nacht Schlaf, denn ein Fest wurde veranstaltet, das eröffnet wurde mit einem großartigen Festessen. Berausende Getränke gab es nicht. Nach dem Essen begann das Singen. Eine besondere Singweise wurde die ganze Nacht über gesungen. Die Stimmen der Sänger stiegen in endloser Einförmigkeit auf und nieder. Der große Prinz sagte mir, es sei ein Liebeslied. Für mich hörte es sich nach langen Stunden der Arbeit wie ein Brummen an, das mich verrückt machte.

Am nächsten Tage wurden dreißig Mann unter ihrem Anführer zur Stelle des Elefantenfangs zurückgeschickt, um das Schlagen der Lichtung zu beenden und um Schutzdächer über die Gehege zu bauen, in denen die Tiere untergebracht und gezähmt werden sollten.

Der Tunku Besar beschloß, meinen Fang zu besichtigen. Als wir die angebandenen Elefanten erreichten, war er über die Arbeit, die in so kurzer Zeit geleistet, und über die Zahl der gefangenen Tiere erstaunt.

Die Erde unter den Bäumen, wo die Elefanten festgebunden waren, war aufgewühlt und zu einem Dreckhaufen zertrampelt. Alle Tiere zerrten an ihren Stricken. Sie ließen beständig zusammen mit einem zornigen Brummen einen schrillen Trompetenton erschallen. Das Elefantenbaby spazierte unterdessen ganz unbekümmert umher.

Der Tunku stieg aus seinem Tragsessel und bot dem jungen Tiere eine Banane an. Es fraß die Frucht gierig. Dann rief er nach etwas gekochtem Reis und hielt ihn auf seiner Handfläche hin. Der kleine Elefant schien das neue Futter köstlich zu finden. Der große Prinz war glücklich wie ein Kind.

„Seht!“ rief er, „es denkt, ich bin auch ein Elefant. Es vertraut mir.“

Vielleicht, aber die Mutter sicher nicht. Sie rief dem Jungen ein Warnungssignal hinüber. Doch das achtete nicht im geringsten darauf.

Der Tunku war bezaubert von dem Säugling. Er bestand darauf, die ersten Versuche, ihn zu entwöhnen, zu unternehmen. Er hatte kondensierte Milch mitgebracht. Sie wurde in einen Kübel geschüttet und mit warmem Wasser gemischt. Er tauchte des Babys Rüssel hinein und steckte ihn ihm dann ins Maul. Es verstand die Absicht nur halb. Es leckte die Flüssigkeit ab, aber anstatt sie herunterzuschlucken, blies es sie durch den Rüssel und spritzte alles über den Prinzen. Glücklicherweise hatte er seinen Baju ausgezogen und stand nur in seinem Sarong und



seinen losen chinesischen Beinkleidern da. Die Milch rann über seinen braunen Körper. „Seht,“ rief er, „es denkt, ich habe auch ein Fell!“

Ich hatte ihn nie so von einem Tier begeistert gesehen. Er zog mich beiseite. „Ich glaube,“ sagte er, „daß, wenn Asayh diesen Affen in Elefantengestalt hätte, würde sie ihren Sinn von traurigen Gedanken abwenden.“

„Sicher“, sagte ich. „Er ist das Lachen auf vier Beinen. Er ist mein durch den Fang, aber der Sultan hat das erste Anrecht. Wenn er will, daß Asayh ihn haben soll, so gehört er ihr.“

„Gut,“ antwortete er, „wir werden sehen.“

Die Arbeit ging so gut vorwärts, daß ich dem Anführer alles überließ und zum Kampung mit dem Tunku Besar zurückkehrte. Ich erklärte ihm, daß es eine Woche dauern würde, bis die Tiere im Gehege wären. Er beschloß, nicht so lange zu warten, sondern am nächsten Tage zum Kuala zurückzugehen.

Nach seiner Abreise ging ich wieder an meine Arbeit. Die Dächer waren fertig, und ich wollte nun mit dem alten Bullen anfangen und ihn zuerst hinter den Zaun bringen. Ich fand ihn kampf toll. Seine Augen waren blutunterlaufen, und er schnaufte vor Wut bei jedem Atemzug. Ihn festzuhalten, war zu gefährlich für die Menschen ebensogut wie für die zahmen Elefanten. Ich hielt es für das Beste, ihn angebunden noch einen oder zwei Tage stehen zu lassen und die Wirkung von Einsamkeit und Hunger auf ihn abzuwarten.

Inzwischen brachten wir die umgänglicheren Tiere unter Fach. Unsere Methode war folgende: zwei dressierte Elefanten wurden auf den wilden, der sich in Behandlung

befand, getrieben. Sie stemmten sich gegen den Nacken des Gefangenen, einer von jeder Seite, und hielten ihn so, während ein Tau um sein zweites Hinterbein befestigt wurde. Nur bei dem wütenden Bullen hielten wir es für nötig, fürs erste beide Beine festzubinden. Dann wurde das Tier von den Bäumen losgebunden; zehn oder zwölf Menschen hielten das Tau am Hinterbein und konnten so im Unglücksfall als Anker wirken. Ein zahmer Elefant marschierte vor dem Gefangenen einher, um ihn am Durchgehen zu hindern, einer an jeder Seite und einer hinter ihm. Wenn alles fertig war, wurde er angestachelt und vorwärtsgestoßen. Wenn er nicht gehen wollte, gab ihm der Elefant in seinem Rücken einen heftigen Stoß mit seinem Kopf, und vorwärts flog er mit einem Ruck.

Wir hatten mit der Herde im ganzen sehr wenig Schwierigkeiten. Zwei oder drei der weiblichen Tiere zeigten sich kampflustig, aber das wurde ihnen bald von den dressierten Elefanten ausgetrieben. Die Mutter des Babys war störrisch. Die Leute mußten sie mit gespitzten Pfählen anstacheln, und der Elefant hinter ihr mußte sie mit gesenktem Kopf heftig vorwärtsstoßen. Das Kleine war aber glücklich und spielerisch und schien die Prozedur unterhaltsam zu finden.

Als alle andern ins Gehege gebracht worden waren, beschlossen wir, den alten Bullen vorzunehmen. Vier Tage waren jetzt vergangen, seit wir ihn gefangen hatten. Er war nicht nur hungrig, sondern auch von Durst gequält. Man hatte ihm kein Wasser gegeben. Er stieß und schlug nach allem, was ihm vor die Augen kam. Abwechselnd stand er und fiel auf die Knie. Er bohrte seine Zähne in die Erde und zerrte an den Stricken, mit

denen seine beiden Hinterbeine gebunden waren. Allmählich erschöpfte er sich und, wenn es auch grausam war, gerade das beabsichtigte ich. Ich konnte nicht das Leben meiner Leute aufs Spiel setzen. So beschloß ich, nichts anderes mit ihm zu versuchen und soviel wie möglich die Wildheit aus ihm herauszutreiben.

Einen der zahmen Elefanten ließ ich vor ihn bringen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, während zwei andere Elefanten von der Seite auf ihn stürzen und ihn umwerfen sollten. Das gelang. Schwer schlug er mit einem heftigen Schnaufen auf die Erde. Die Elefanten wurden beiseite gebracht, und vier Leute schlugen ihn mit dickem Rattan über drei Minuten lang. Dann ließ ich ihn wieder aufstehen. Er stolperte auf seine Füße und wiegte seinen Kopf hin und her. Ich gab das Zeichen, und wieder wurde er niedergeworfen, und wieder wurde er geschlagen. Als dieser Vorgang sich dreimal wiederholt hatte, ließ er mitten unter den Schlägen ein Gebrüll — ein lautes Gebell — hören und gab den Widerstand auf. Er hatte genug Quälerei erduldet. Sein Widerstand war gebrochen.

Ich gab Befehl, daß man ihn jetzt stehen lassen sollte. Sein Körper zitterte, aber der Ausdruck seines Auges überzeugte mich, daß es kaum sicher sein würde, ihn auf dieselbe Methode in das Gehege zu bringen wie die andern. Ich wollte eine langsamere, aber sichere Art benutzen. In die Erde ließ ich eine doppelte Reihe von Pfählen rammen, beginnend an seinem Standort, in einem Zwischenraum von sechs Fuß, das ist im Abstand eines Elefantenschrittes. Sie standen wechselseitig, ungefähr so Des Bullen Füße wurden an die Pfähle festgebunden. Ein zahmer Elefant stand vor ihm, einer hinter ihm. Auf mein Signal banden die Leute schnell seinen linken Vorderfuß und seinen rechten Hinterfuß los, zogen sie vorwärts und banden sie an den beiden sechs Fuß entfernten Pfählen fest. Danach wurde sein linker Hinterfuß und sein rechter Vorderfuß einen Schritt vorwärts bewegt. Der alte Bulle sah sich vorwärts gehen ganz gegen seinen Willen. Sein Rüssel schwang auf und ab, aber er war zu

erschöpft, um in diese Bewegung irgendein Zeichen von Kraft hineinzulegen. Doch von seinem beständigen Brummen ließ er nicht ab.

In mehr als zwei Stunden hatten wir ihn in einem gedeckten Stall. Zwei lange schwere Pfosten wurden in die Erde geschlagen, sein Kopf zwischen sie gezwängt und sie beide zusammengezogen, daß sie wie ein umgekehrtes V aussahen. Sie hielten ihn fest hinter den Ohren. Er hatte nicht die Kraft — oder den Willen augenscheinlich —, um dieser Behandlung viel Widerstand entgegenzusetzen. Ein Pfahl wurde längs unter seinem Bauch entlanggeführt und auf zwei aufrechte Pfähle gelegt. Quer dazu wurden zwei Barrieren aufgestellt, eine hinter seinen Vorderbeinen, die andere vor seinen Hinterbeinen. Zum erstenmal in seinem langen Leben sah er sich hilflos. Seine Füße konnte er vom Boden aufheben und sie ein Stückchen vor- und rückwärts bewegen; er konnte mit seinem Rüssel tun, was er wollte, aber das war auch alles. Unmöglich war ihm, sich hinzulegen oder vor- und zurückzugehen.

Als so alles gesichert worden war, waren seine schlimmsten Stunden vorüber. Trinkwasser wurde in einem Trog vor ihn gestellt. Er warf seinen Rüssel hinein und trank fünfzig Gallonen ohne Pause. Dann spritzte er das Wasser über seinen Rücken und quietschte dabei vor Vergnügen. Damit hatte er den Anfang zu einer schnellen Gewöhnung gemacht. Frische Bananenblätter, grüne Rinde und Zweige von Kokosnußbäumen, die man ihm vorwarf, genoß er mit Freude.

Daß sein Körper mit Wunden bedeckt war, schien ihn nicht viel zu kümmern. In den Stunden, als er allein an den Bäumen festgebunden war, hatte er Erde in die Wunden geworfen und sie so vor Fliegen geschützt, so daß sie bereits zu heilen anfangen. Ich ließ sein zerschundenes Fell mit übermangansaurer Pottasche behandeln. Allmählich fühlte ich Respekt vor dem alten Burschen und — auch Bewunderung. Wie die meisten seiner Art hatte er sich mit dem Unglück abgefunden, aber nicht so schnell, wie dies sonst Elefanten im Durchschnitt tun.

Wie ich so mitten in der schwersten Arbeit steckte, kam ein Bote mit einem Brief von

DER „SCHÖNSTE MANN“ AMERIKAS



Der Filmschauspieler Rudolf Valentino als Tscherkesse

Phot. Ufa

Mr. John Anderson aus Singapore. Er bat mich, eine Schiffsladung von Tieren zu beaufsichtigen, die der König von Siam dem König von Spanien zum Geschenk machen wollte. Der Auftrag war bedeutend. Da ich wußte, daß der Aufseher fähig war, für meinen Fang zu sorgen, so ließ ich ihn die Leute zum Geschäft der Fütterung, Tränkung und Beaufsichtigung der Elefanten anhalten und empfahl ihm persönlich besondere Sorgfalt für die jungen Tiere.

Er legte seine Hand an die Stirn und sagte feierlich: „Herr, sie sollen sein wie meine eigenen Söhne.“

Ich aber wollte nach Kuala, um den Tunku Omar zu bitten, die Zählung der Tiere zu beaufsichtigen. Da er an meinem ersten Fang teilgenommen hatte, wußte er, wie ungezähmte Elefanten zu behandeln sind.

Nach meiner Ankunft in Kuala ging ich geradeswegs zum Sultan. Er empfing mich mit vielen Glückwünschen und wollte den ganzen Verlauf erfahren. Ich erzählte ihm alles vom Anfang bis zum Ende.

„Weiter,“ sagte er, „erzähle mir mehr.“

Ich bemerkte, daß ich wenig Zeit hätte, weil ich einen Auftrag vom König von Siam erhalten hätte.

Trotzdem ihm das starken Eindruck machte, wollte er mich nicht gehen lassen, bevor ich nicht meine Beschreibung des großen Bullen wiederholt hatte, von dem der Tunku gesagt hatte: „Itu gajah banyak jahat; die be-kin susah (Dieser Elefant ist sehr böse; er wird Unglück anrichten).“

Ich versicherte ihm, das Tier werde im Augenblick keinen Schaden anstiften und sei ein außerordentlich schönes Exemplar seiner Gattung. Sein Alter schätzte ich auf 45 bis 50 Jahre und begründete diese Annahme auf seine eingesunkenen Schläfen und das Aussehen seiner Ohren, die lappig, am Rande zerrissen und mit Narben aus mancher Schlacht bedeckt waren. Der eine seiner Stoßzähne maß fast vier Fuß und der andere vier Fuß und zwei Zoll. Das ganze Tier hatte eine Höhe von 9 Fuß und $8\frac{3}{4}$ Zoll und wog mindestens drei Tonnen.

Daß ich prophezeite, er würde sehr zahm werden, gefiel dem Sultan ungemein. Meine Annahme bewahrheitete sich. Ich sah den

alten Bullen noch viele Male, bevor ich nach Amerika zurückging. Er sah sanftmütig aus, war zufrieden mit seiner neuen Lebenslage und war ein Staatsexemplar geworden. Der Sultan nannte ihn Chantek Kua, das heißt Schönheit und Kraft. Sicher hat er noch viele Jahre vor sich, in denen er dem Staate von Trengganu zum Ruhme gereichen wird.

Zuletzt deutete ich in meinem Gespräch mit dem Sultan an, daß ich des Tunku Besar Interesse an meiner Arbeit mit angemessenem Danke belohnen könnte, wenn ich ihm das Elefantenbaby schenken würde. Der große Prinz mußte schon den Sultan in dieser Angelegenheit vorbereitet haben, denn er antwortete: „Das kleine Ungeheuer hat ihn behext. Gib es ihm.“

Das Ergebnis war, daß das Dschungel-Baby, nachdem es erfolgreich entwöhnt worden war, mehr als die Hälfte seiner Zeit auf der Veranda im Hause des Tunku verbrachte. Es lief die Stufen herauf und herunter und ließ vor lauter Vergnügen sein leises Quietschen ertönen. Natürlich war es Asayhs Liebling, aber dem Prinzen, der mit ihm dann und wann spielte, folgte es noch besser. Er erlaubte ihm sogar, ins Haus zu gehen. Aber wahrscheinlich entwuchs das Baby diesem Privileg mit der Zeit ebenso wie dem weichen, roten, mit Tuch umspinnenen Halsband aus Rattan.

Der Tunku Besar freute sich immer, mit mir über die Elefanten zu sprechen. Sie schienen ihn zu bezaubern. Einmal fragte er mich: „Warum ziehen die Tiere, wenn du eine Herde einkreist, die Menschen nicht von dem Rücken der zahmen Elefanten herunter? Sie reißen Zweige von den Bäumen. Warum ziehen sie nicht einen Menschen herab und treten ihn nieder?“

Diese Frage hatte ich mir selbst oft gestellt, ohne eine Antwort darauf finden zu können. Alles was ich weiß, ist, daß ein Mensch auf dem Rücken eines zahmen Elefanten in einer Herde wilder Tiere immer sicher ist. Wäre dies nicht wahr — wäre der große Bulle eine Ausnahme gewesen —, so würde meine Geschichte niemals geschrieben worden sein.

(Berechtigte Übertragung der Intübag.)

Berühmte Romanphrasen

II.

„...eines schönen Tages...“

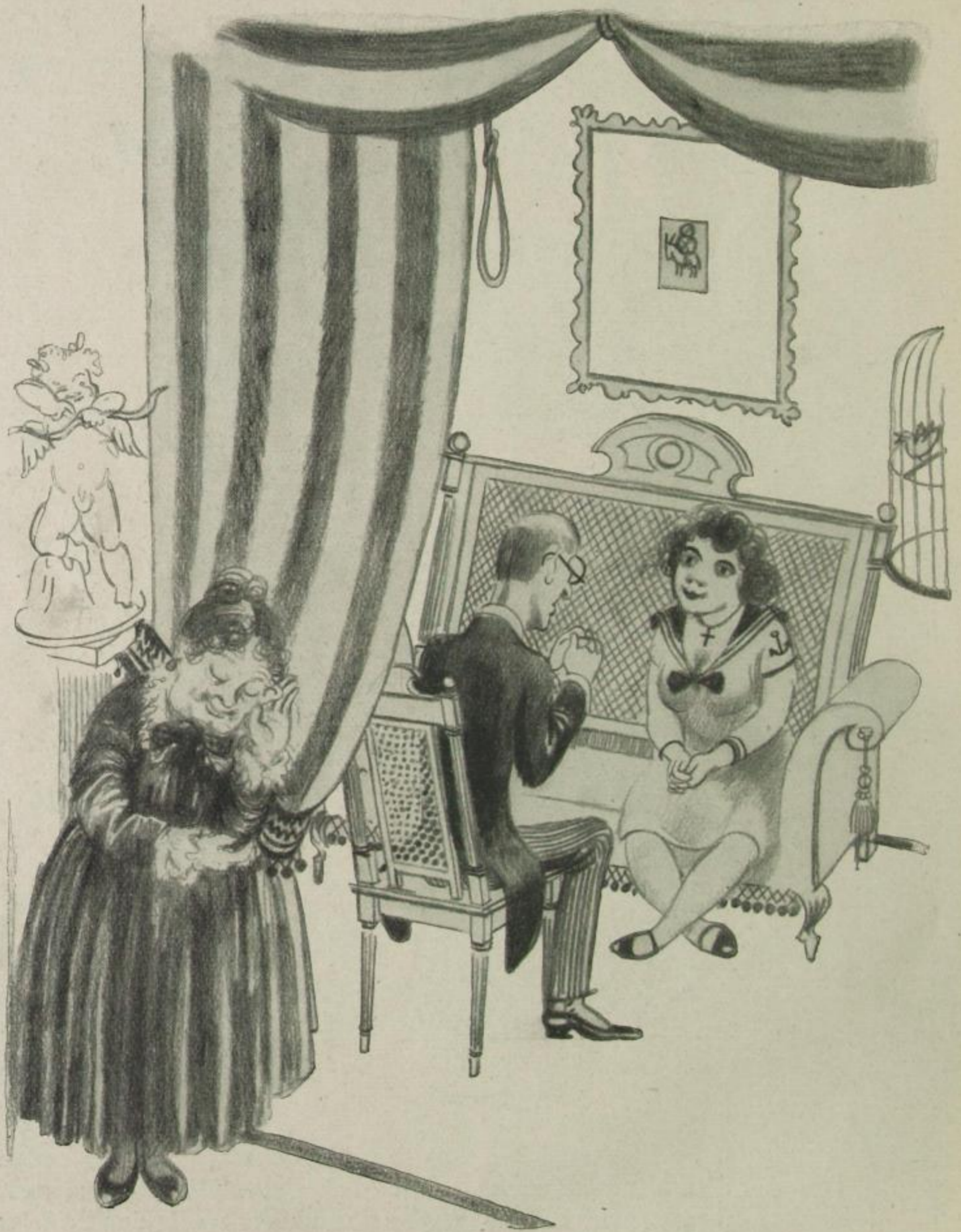


... eines schönen Tages schneite es im Juli ...
Zeichnung von Godal

Wie oft sagt man: „Eines schönen Tages ...“ und achtet nicht darauf, daß die Fortsetzung des Satzes in der Regel eine unangenehme Mitteilung enthüllt. Unsere Mitarbeiter,

die im Märzheft des „Uhu“ einige „schreckliche Augenblicke“ skizzierten, haben diesmal ein wenig den Schleier des sogenannten „schönen“ Tages gelüftet.

OTTOMAR STARKE



... eines schönen Tages fiel er endlich herein.

GEORGE G. KOBBE



... eines schönen Tages merkte der Bankier, daß er der Generalversammlung
nicht würde beiwohnen können — — —

OTTO LINNEKOGEL



. . . eines schönen Tages sagte ich zu meiner Frau — — —

S I M M E L



... eines schönen Tages kostete er aus Neugier die Affendrüsen-Tabletten - - -

T R I E R



... eines schönen Tages erschien Siegbert die einzige wahre Liebe seines Lebens im Traum ...

B A R L O G



... eines schönen Tages kamen 5 Personen zu mir - - -

Barlog

AL JOLSON

Amerikas größter Komiker

Von

Arthur Rundt

Manche meinen sogar, er sei überhaupt der populärste Mann in den Vereinigten Staaten. Aber wir wollen es dabei bewenden lassen, ihn mit dem Präsidenten Coolidge und mit Henry Ford auf eine Stufe zu stellen.

Al Jolson, der natürlich ein weißer Mann ist, spielt immer nur Neger. Er ist, was sie einen „black face comedian“ nennen: einer, der in allen seinen Rollen mit schwarzgemachtem Gesicht auftritt. Er ist ein „coon shouter“, einer, der wie ein Nigger brüllt, singt, lacht, boxt, stept und in kurzem, tänzelndem Schritt über die Bühne geht.

Oh, dieser Al Jolson ist kein Menschendarsteller!

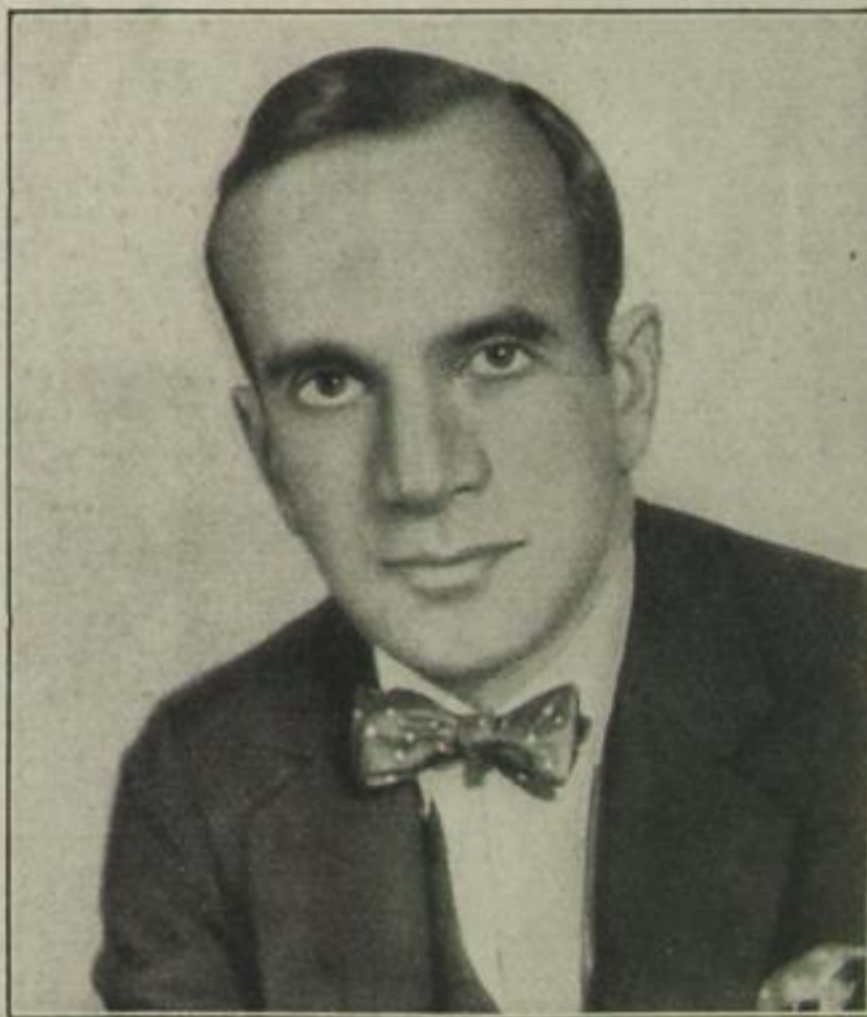
Er hält es geradezu für eine Beschimpfung, wenn einer ihn so nennt. Er kündigt sich als „the greatest entertainer of the world“ an, als der Mann, der die Leute unten im Parkett auf die allergroßartigste Weise von der Welt „unterhält“. Er will nichts als das. Er will, daß die Leute, die sich tagsüber in ihren Geschäften und Büros abgemüht

haben und dann abends zu ihm kommen, drei Stunden lang alles vergessen, sich vor Lachen schütteln und sehr befriedigt nach Hause gehen, wenn die drei Stunden vorüber sind.

Er macht es so, daß er selbst bei der Geschichte sich auch ausgezeichnet unterhält.

Es ist ja ein wirkliches Stück, mit Akten und Szenen, in dem er auftritt, das irgend jemand mit ihm und für ihn geschrieben hat. Und es gibt auch ein paar feste Punkte in diesem Stück. Aber eigentlich spielt er doch jeden Abend was anderes.

Da ist zum Beispiel eine Stelle im vierten Akt von „Big Boy“, wo er so aufzutreten hat, daß die Mitspielenden ihn nicht sofort erkennen. Einmal sah ich ihn an dieser Stelle in einem Eskimopelz herauskommen, einen Napoleonhut auf dem Kopf, einen Marschallstab in der Hand. Als ich, um eines europäischen Freundes willen, nach kurzer Zeit den „Big Boy“ noch einmal sah, war Al Jolson in die



Al Jolson,
Amerikas populärster Komiker



Der Mann, der selbst Coolidge zum Lachen brachte:
Al Jolson, der populärste amerikanische Stegreifkomiker, Clown, Conferencier und Chansonsänger,
in seiner Lieblingsrolle als Neger.

Garderobe der chorus girls gegangen, hatte sich ein ganz kurzes Zivilkleidchen irgendeiner Ethel oder Kitty übergeworfen, ging so heraus und sang, lachte, stepte und tänzelte die Szene in diesem sehr beinfreien Fähnchen.

Er unterhielt sich natürlich großartig dabei. Und die anderen Mitspielenden, die an keinem Abend wissen dürfen, wie Al Jolson heute auftreten wird, bogen sich auch vor Lachen. Das Stück konnte eine Weile nicht weitergehen. Aber das war nicht etwa eine Pause der Verlegenheit. Nein: auch die Logen, das Parkett, die Galerien des ausverkauften Riesenhauses bogen sich vor Lachen. Bis alle wieder zu Atem gekommen waren: die Logen, das Parkett, die Galerie und die Mitspielenden oben auf der Bühne.

Al Jolson, der ein ganz hübscher Kerl ist, zieht rings um seinen Mund einen breiten knallroten Streifen, erst jenseits des Streifens setzt er die schwarze Schminke an.

Er will an jedem Abend drei Stunden lang quecksilbernd auf der Bühne herumspringen, tanzen, singen und extemporieren, lachen und lachen machen. Nur zwischendurch einmal für ein paar Minuten das Quecksilber, das in seinen Beinen tobt, stillstehen lassen, ein langsameres Tempo geben, eine Dosis Sentimentalität servieren.

Da sind zum Beispiel seine berühmten Mammy-Lieder. Al Jolson ist der König des uramerikanischen Mammy-Songs, des zärtlichen Lieds an die Mutter. In jedem seiner Stücke singt er einen neuen Mammy-Song, das „Ma-a-a-h-mmy“ immer auf neue Art dehnend und schluchzend.

Daneben gibt's natürlich immer ein Lied des Optimismus um jeden Preis, das nicht minder amerikanisch ist. Wenn Al Jolson von den „troubles“ singt, die doch nur „bubbles“ sind, wenn er von den Sorgen singt, die nur Seifenblasen sind — dann atmet jedermann im Hause leichter und sagt sich: oh, das war ein gut angelegter Dollar, den du hier für deinen Sitz gezahlt hast.

Die „Mammy-Songs“ und die Lieder des Optimismus um jeden Preis singt Al Jolson natürlich nicht auf der Bühne. Er hat ja das Laufbrett, das über die Köpfe des Orchesters hinweg nach vorn läuft, bis an die erste Zuschauerreihe.

Eine sprühende, bezwingende, ungewöhnliche Begabung. In jenen oberen Regionen des Talents, in denen mancher es schon wagt, sich als Genie zu geben. Aber — Al Jolson will nicht.

Präsident Coolidge ist ein Mann der gerunzelten Stirn. Das erschien bei der letzten Präsidentenwahl seinen Freunden nicht ungefährlich. Denn der Gegenkandidat wirkte flotter, lustiger.

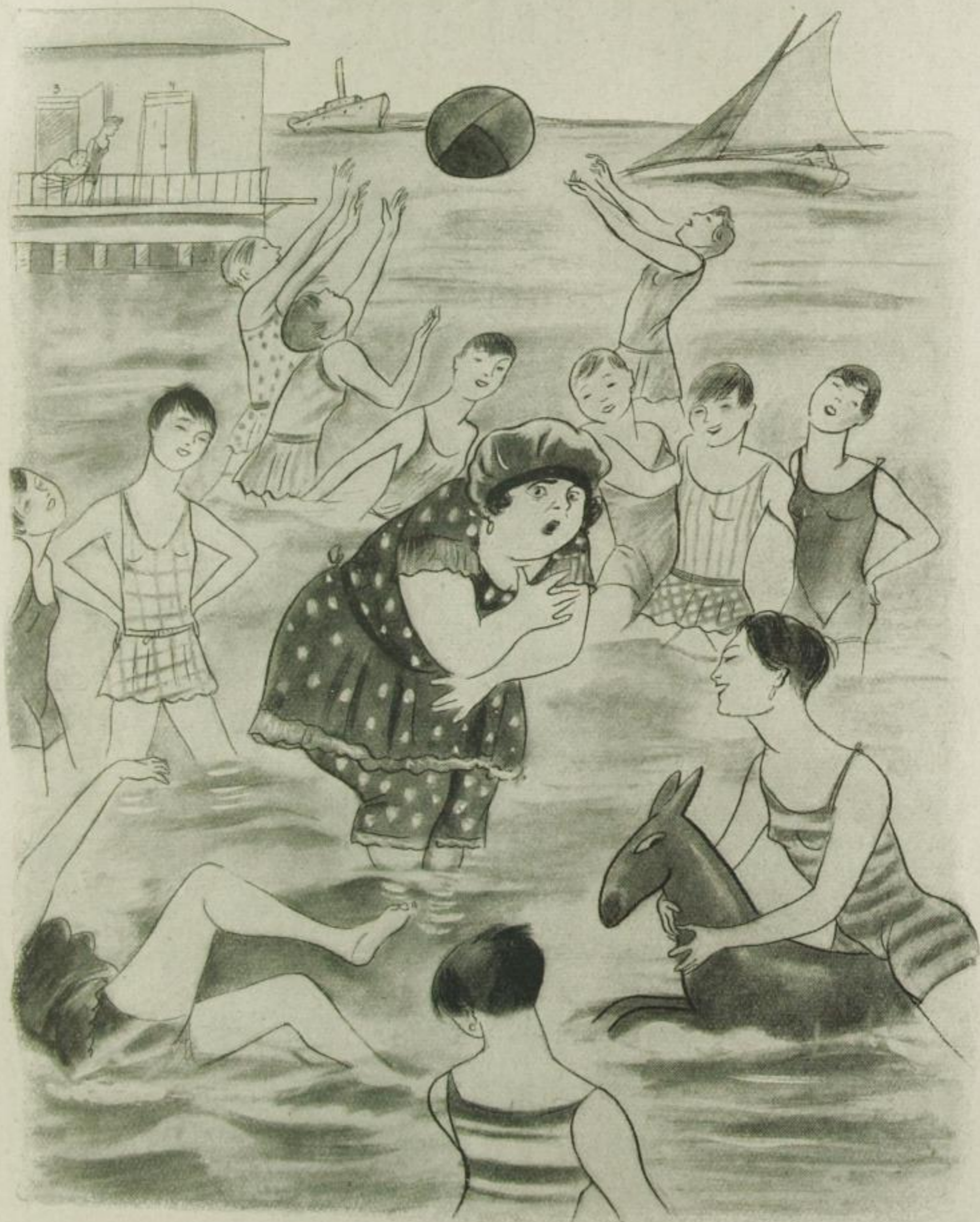
Da schickte man von New York aus einen Extrazug von Komikern, Tänzerinnen und Soubretten nach Washington. Al Jolson war Haupt und Führer der Bande. Am nächsten Tage war auf Millionen Wahlplakaten und bald darauf in allen Kinos der Staaten der lachende Präsident zu sehen, neben ihm sein Lehrmeister Al Jolson, der natürlich viel besser lachte. Aber das, was Al Jolson dem nachdenklichen, trockenen Staatsmann beigebracht hatte, reichte doch aus: Coolidge machte das Rennen und ist Präsident.

Al Jolsons Gabe, ansteckend heiter zu sein, war für ein paar Stunden in den Dienst der hohen Politik getreten.

Am nächsten Abend saß Al Jolson wieder an der Kasse des Theaters in New York. Jawohl, an der Kasse, das ist kein Irrtum. Al Jolson tritt immer erst im zweiten Bilde auf; während das erste schon spielt, sitzt er noch neben dem Kassierer in der box-office und freut sich über jeden Quarter, der durch die kleine Schalteröffnung hereingereicht wird.

Das gehört auch zum Bilde dieses Mannes, der beileibe kein Künstler sein will, sondern ein Spaßmacher von starker Wirkung: daß er die Wirkung seiner Späße nach der Dollarziffer berechnet, mit der die Leute sie an jedem Abend bezahlen.

DAS VERKANNTTE GESCHLECHT



„Himmel, ich bin ins Herrenbad geraten — — —“ *Zeichnung von Cbéry*

Die Urgrosseltern lassen sich scheiden!

Geschichte einer Ehe

Von

Balder Olden

Zeichnungen von Godal

Sie hatten früh geheiratet, denn sonst wären sie nicht lebendigen Leibes und streitsüchtigen Geistes Urgrosseltern geworden, als noch beide vom Leben wenig wußten.

Tollpatschig wie junge Hunde waren sie zueinander gekommen — sie spröde und gierig zugleich, er rüde und im Bewußtsein einer gewissen Macht, die das Gesetz ihm gegeben hatte. Aus den ersten Tagen ihrer Ehe sang, als diese Erinnerung wurden, keine Lerche. Es war etwa Unmelodisch-Hartes geschehen, hatten ihre Lippen sich wundgeküßt oder wundgebissen? Es nahm viel Zeit und guten Willen fort, für beide, an dieser Erinnerung nicht zu leiden.

Mit der ersten Schwangerschaft kam die erste Not. Sie hatte kein Geld in die Ehe gebracht, aber die gute Ausstattung eines Bürgermädchens. Der höchste Punkt ihres Lebens war es eigentlich gewesen, als sie ihren Freundinnen die schönen Möbel, die Betten und Wäschestöße zeigte, das Photographie-Album, die gedruckten Bilder an der Wand, die Kanarienvögel.



... als der erste Urenkel geboren war — — —

Als der Arzt Kräftigungsmittel verschrieb, die er nicht bezahlen konnte, verschwanden ein paar Stücke dieser Aussteuer. Als sie das Wochenbett verließ,



war die Wohnung fast kahl. Später kam manches zurück, vieles konnte neu beschafft werden. Ein paar Jahre später war die Wohnung größer geworden und

voll von schönen Dingen. Aber das Entsetzliche: dieser erste Gang nach dem Wochenbett durch halbgeleerte Zimmer war abermals schwer zu verwischen.

Dann verliebte sie sich. Natürlich in seinen Freund, denn andere junge Männer sah sie ja nicht. Sie fand den Freund weder besser noch schöner als ihn, auch nicht stärker, auch nicht klüger, aber verführerisch. Er hatte sie nie verführt.

Sie war stolz auf ihre Wahl und den Mut, jenen anderen zu lieben, gerade deshalb stolz, weil die Ehe ihr ein Sakrament und eine Sache der Ehre erschien. So stolz war sie, daß sie sich in einer zärtlichen Situation mutwillig überlassen ließ.

Er hatte das Gefühl, jetzt würde ein anderer zum Messer greifen. Aber er ließ nur sein weißes, wütendes Gesicht sehen, dann sperrte er sich ins Schlafzimmer ein. Der Freund rannte davon und ließ sie allein vor der versperrten Schlafzimmertür.

Durch vieles Bitten gewann sie Einlaß. Er hatte sich nichts angetan, lag auf dem Bett und rauchte; nur die Hand zitterte, mit der er die Zigarre hielt.

„Du siehst schlecht aus,“ klagte sie, „du zitterst.“ Er knurrte nur.

Eine Welle von Zerknirschung und Scham warf sie vor seinem Bett in die Knie. Jetzt war jede Form der Selbsterniedrigung eine Lust.

Sie klagte sich an, gebrauchte gegen sich selbst die furchtbarsten Worte, und immer wieder:

„Du mußt mich strafen! Ich kann nicht weiterleben, wenn du mich nicht strafst!“

Schließlich kam es zu einer matten Versöhnung.

Sie hatte fast schon gefühlt, wie er sie an den Haaren durchs Zimmer schleifte, mit Füßen trat, auf sie einprügelte. In ihrer Vorstellung war sein Zorn über sie hingerast wie ein herrliches Gewitter. Aber nichts von all dem war geschehen.

„Alles hätte ich für dich getan, wenn du mich liebtest. Aber ich bin dir ja nicht eine Ohrfeige wert.“

Das blieb der Refrain für lange Zeit: „Nicht eine Ohrfeige bin ich ihm wert.“

Als sie aber bei einem späteren Zerwürfnis, das mehr Gezänk als Tragödie war, diese Ohrfeige bekam, war es abermals eine Enttäuschung. Das war kein Gewitter, das waren keine sturmpörrigen Elemente über dem hingeworfenen Boden ihres Leibes.

Die Abende zu dritt wurden wieder aufgenommen. Schließlich, was konnte der Freund dafür? Jeder nimmt, was sich bietet, schuldig war immer die Frau. Sie aber hatte mit Tränen und Zerknirschung gebüßt.

An diesen Abenden zu dritt hatte sie nur noch wenig Teil. Dieser Freund schien ihm ungefährlich, und damit war er es wirklich.

Außerdem trug sie am zweiten Kind, dem nicht ersehnten Kind aus einer sensationellen Versöhnung.

Später hieß er nicht mehr „unser Freund“ oder gar „mein Freund“, sondern „dein Kumpan“, und hatten die beiden einmal einen Abend im Café verbracht, während sie Kind und Haus hütete, dann hieß er „dein Zechkumpan“ oder „dein werter Herr Spezi“. Der Freund nahm diese Veränderung gerne hin, heiratete selbst, als nur noch ein winziger Rest seines Nimbus zu verlieren war. Die ganze Beziehung endete als Tarockpartie zu vieren, bei der über das Ungeschick der beiden Frauen von den Männern solidarisch geschimpft wurde.

Der kläglich mißglückte Versuch, ihn durch Eifersucht zu gewinnen, wurde nicht wiederholt. Von der Liebe versprach sie sich keine Sensationen mehr, nicht von der Liebe zu ihm, nicht von der Liebe zu einem Dritten, auch nichts von dem Umweg über den Dritten zu ihm. Sie gebar Kind um Kind, mit dreißig Jahren waren die beiden wohlhabend, mit Kindern gesegnet und gänzlich ohne Illusion.

Dann kam die Zeit der großen Katastrophen. Erst die Krankheit, ein



— — — das war doch jener Tag gewesen, da er sie mit seinem Freund überraschte — — —

paar Tage lang zitterte sie um sein Leben. Während sie vor der Tür eines Operationszimmers saß, glaubte sie, ihr ganzes Dasein müßte zerbrechen, wenn dem Operateur dieser Schnitt nicht gelang. Jetzt war sie heiligvoll von Liebe und schwur: „Wenn er mir erhalten bleibt — ein neues Leben! — Jetzt weiß ich, wie ich ihn liebe!“

Dann durfte sie endlich ins Krankenzimmer. Er war ganz frisch, ein wenig grämlich, und fragte zuerst nach den Kindern. Es waren ihre Kinder, aber doch hätte sein erstes Wort sein müssen: „Du Arme, wieviel Angst hast du gelitten!“ Wußte er nichts von dieser Angst? Sagte ihm nichts der verstörte Blick in ihren Augen, das Chaos in ihrer Frisur? Der Schwester sogar war beides aufgefallen, und im Spiegel konnte sie fest-

stellen, daß sie um eine starke Nuance blasser war als gewöhnlich.

Endlich erfuhr die Aermste, daß eine Blinddarmoperation in den Augen von Chirurgen nicht viel mehr bedeutete als Nägelschneiden.

„Gib mir meine Tränen wieder!“ dachte sie. „Gib mir meine verschleuderten und verschwendeten Tränen wieder, entschädige mich für die Perlen meiner Angst, die ich vor die Säue geworfen habe.“

Während einer Krankheit hatte ein Kollege — er war längst Prokurist — seine Bücher und seine Prokura in Vertretung geführt. Irgend etwas stimmte nicht, nein, nichts stimmte. In der ganzen Geschäftsgebarung fehlte irgendwo der Schlüssel. Der vertretende Kollege mußte der Direktion melden,

daß er irgendwo Dunkles witterte. Eine falsche Buchung? Eine Radierung? Willkür, das heißt Mißbrauch der Prokura, war das mindeste. Als er wieder an seinem Schreibpult erschien, der Arme, kaum gekräftigt, als er an die Arbeit ging, statt sich zu erholen, wuchs das Mißtrauen. Man hatte ihn begrüßt, aber mit merkwürdiger Reserve. Bald konnte er von den Schultern des Bürodieners lesen, daß er in Mißtrauen und Ungnade war.

In einer schlaflosen Nacht wurde ihm das alles bewußt: er war verdächtigt worden und wußte nicht, wo anpacken, um sich zu reinigen. Neben ihm schlief mit leisen, aber unverkennbaren Schnarchtönen seine Frau, die von all seiner Qual nichts ahnte. Er richtete sich auf und starrte in ihr fremdes, in dieser Nacht eisigfremdes Gesicht. Wie gut sie schlief!

Er war krank gewesen, man hatte seine Abwesenheit benützt, um ihn zu verdächtigen, er war verraten und wußte nicht, wo sein Feind stand. Die Ehre eines Lebens den Wisperern und Munklern hingeworfen! Er war untadelig, Prokurist in jungen Jahren, Vater, Gatte, und in dieser Not stand niemand ihm zur Seite. Sie schlief. Das war schlimmer als jene Nacht, nachdem er sie in den Armen des Freundes ertappt hatte.

Er hatte schon damals ein tiefes, schönes, barmherziges Mitleid mit sich empfunden und hatte gespürt, wie von diesem Mitleid seine Augen brannten. Aber diesmal kamen die Tränen, rannten auf ihr Gesicht und weckten sie.

Vielleicht wurde diese Nacht der Höhepunkt seines Lebens. Er sagte ihr alles, weinte, wie ein Mann nur weinen kann. Er ballte die Fäuste, während sie die Hände faltete. Er fluchte und sie zeterte — das klang wie Orgelspiel ihrer Herzen.

Obwohl er immer nur sagte: „Diese Schurken“ und Zahlenreihen aufmarschieren ließ, obwohl sie immer nur

wiederholte: „Laß doch, es ist ja nur Neid von diesem Gesindel!“, beteten sie zusammen.

Dann wurden Ueberstunden gemacht bis zum Morgen. In vielen Jahren geführte Bücher wurden revidiert. Im Privatbüro saßen sie zusammen, zwei Direktoren, er, eine Buchhalterin, und verbissen sich in ihre Zahlen. Das ging durch Wochen.

Zweifelte auch sie jetzt an ihm? Sie kauerte nicht vor der Tür des Direktionszimmers wie damals vor dem Operationssaal. Sie lebte still vor sich hin und nahm sicher kein Lot an Gewicht ab. Später, als alles sich geklärt hatte, seine ganze Integrität am Tag war, der Stellvertreter mit einem eiskalten Zeugnis das Haus verlassen hatte, behauptete sie, das absolute Zutrauen zu ihm hätte ihr diese Gleichgültigkeit gegeben. Auch wäre sie es den Kindern schuldig gewesen, ihre Gesundheit zu erhalten.

Er mußte es hinnehmen, mußte noch Gott danken, daß seine Frau nie an ihm gezweifelt hatte. Aber dahin und verloren waren diesmal auch seine Tränen und das Hochgefühl des Einsseins in jener durchweinten Nacht.

* * *

Es gibt eine Art „arrangierter“ Ehe. Das ist eine reibungslose und stille Solidarität wie zwischen guten Kompagnons im Exportgeschäft oder wie zwischen zwei Soldaten auf Vorposten. Sie hatte Haushalt und Kinder, Nachbarinnen, ein bißchen Tratsch und die Sorge um ihn. Da er der Familienerhalter war, kam auf seine Gesundheit und Elastizität alles an. Sie mußte weinen, wenn er die beiden Eier zum ersten Frühstück stehen ließ, lief ihm ins Büro nach, wenn er das Paket mit Schinkenbrot vergessen hatte. Er versank, von Stufe zu Stufe aufrückend, so sehr in seinem Beruf, daß er fast aufhörte, ein Privatleben zu führen.

Abends gab es viel von den Kindern zu sprechen, und schließlich kam die



— — — und als sie dann stundenlang um Verzeihung bettelte — — —

Zeitung. Man verfolgte den Feuilletonroman von Kapitel zu Kapitel, manchmal gab es ein flügelahmes Scherzen: sie verglichen sich mit Romanfiguren und gaben sich deren Namen.

Für die Kinder hatte er so wenig Zeit, daß die Erziehung ganz in ihren Händen lag. Da er sie durch Güte und Interesse für ihre Bravheit nicht belohnen konnte, gebrauchte sie ihn als ein Drohmittel. „Weh dir, wenn das der Papa erfährt!“ In mancher Familie bekommt ein einziges Kind vom Vater mehr Schläge und Strafen als diese sechs Kinder zusammen — und liebt den Vater. Diese sechs Kinder kannten den Vater nur aus dem Mund der Mutter und fürchteten ihn. Als sie heranwuchsen, entwickelte sich eine Art achtungsvoller Zusammengehörigkeit. Er war ein Ehrenmann und hatte immer für sie gearbeitet.

Dann kamen sie, Buben und Mädchen, ins Geschäft. Sie hatten keine ausschweifenden Talente, und er hatte keine Lust, zehn Jahre länger für seine Brut zu rackern, so daß von Universitäten nie die Rede war. Da sahen sie, Lehrling und Lehrmädel, wie hoch oben auf der Leiter des Erfolges ihr Vater stand. Er kannte alle Menschen und alle kannten ihn; sein Name war die beste Empfehlung, gewann dem Träger Vertrauen, ehe er es sich verdient hatte. Aus diesem Respekt heranwachsender Kinder nährte sie, die alternde Frau, das armselige bißchen Illusion, das selbst sie zum Leben noch brauchte.

Gut denn: sechsmal neun Monate hatte sie diesem Mann Kinder getragen, sechsmal Amme gewesen, sechsmal Pflegerin bei Kinderkrankheiten — und keine Liebesnacht. Nie war sie mit Entzücken

genommen worden, nie hatte sie sich mit Entzücken gegeben, nie hatte ein kleiner Schrei der Lust, der wie ein Dieb hinter der Tür ihres Wesens lauerte, eindringen dürfen in dies Schlafzimmer mit seinen pathetisch strengen Fensterbehängen, dem imposanten Doppelbett. Aber die Lust, die ihr versagt geblieben — keine andere hatte sie genossen! Sie war ihm keine Ohrfeige wert gewesen, sie hatte Tränen verschwendet, war aber allein und unbestritten Herrin gewesen in dieser Wüste ihrer Ehejahre.

In seinen guten Tagen hatte er sich einen Vollbart wachsen lassen, was damals mondän und ein bißchen majestätisch wirkte. Jetzt war diese Mode überwunden, der Vollbart machte ihn zum alten Mann. Dazu die Krähenfüße an seinen Schläfen, die Tränensäcke unter den Augen, der steifbeinige Gang des Büromenschen — sie war nicht allein alt geworden. Sie war die Gefährtin eines respektablen Mannes, der die Last der Jahre mit ihr gemeinsam getragen hatte und auch weitertrug.

So erlebte man die Hochzeit der ältesten Tochter zugleich mit der Konfirmation des jüngsten Bubens, so kam Familienfest um Familienfest. Man wurde Großmutter, immer wieder Großmutter, die Silberhochzeit war ein Fest, an dem ein paar Dutzend Menschen teilnahmen. Das Bild ihrer an Erfolgen und Kindersegen reichen Familie kam in die Zeitung!

Zu fürchten hatte sie für dieses Leben nichts mehr. Sie alt, er alt, die Kinder wohlgediehen und aufgehoben, Kind um Kind eingelaufen ins Ziel einer Ehe, die vielleicht nicht glücklicher, aber auch nicht sorgenreicher war als die der Eltern.

Bis er — er, an den sie geglaubt



— — — wußte er, daß sie um ihn zitternd im Krankenhaus gesessen, während er operiert wurde?



— — — um nachher unternehmungslustig mit fremden Mädchen anzubandeln — — —

hatte, für dessen Solidität, Würde, Patriarchentum sie beide Hände ins Feuer gelegt hätte — bis er anfang, sich in den Grundfesten seines Wesens zu ändern.

Er machte es sich leicht im Geschäft, ging spät ins Büro, brach zeitig die Arbeit ab. Aber er kam nicht nach Hause, hatte Tarockpartien, ging ins Theater, und sie hockte einsam — wie damals in den Tagen seiner Saufkumpagnei mit dem Freund, der sie verführt hatte.

Als er eines Tages in einem neuen Anzug, ohne Bart, mit seltsam ver-

jüngten Bewegungen, ein gänzlich Unvertrauter, nie Angetrauter, nach Haus kam, brach ihr Dasein zu Scherben.

Jetzt kam das Fieber über sie, die Großmutter, die alte Frau. Sie zerbiß sich die Seele. Jeder Abend war eine Marter.

Er war ja jung! Er hatte keine Sorgen, Geld im Sack, ein glattrasiertes, gutgenährtes Gesicht, ein silbernes Zigaretten-Etui in der Westentasche, und war noch nicht fünfzig Jahre alt. Wo trieb es ihn hin an diesen langen Abenden, welche Lust kaufte er sich für das

ersparte Geld, das ihr mitgehörte, für den unangetasteten Reichtum seiner Liebesfähigkeit, der ihr gehörte, auf die sie ganz allein den von Kirche und Staat verbrieften, in einem langen Leben voll Ehrbarkeit erhärteten Anspruch hatte?

* * *

Bis auch dieses Jahrzehnt, dies bitterste Jahrzehnt ihres Lebens verwunden war. Jetzt liefen die Krähenfüße nicht mehr über seine Schläfen allein, die Wangen hingen faltig herab, er ging selten aus, weil er anfang, geizig zu werden, und weil sein Atem kurz war. Im Geschäft hatte er sich selbst entbehrlich gemacht, war nicht mit der Zeit gegangen, hatte zehn Jahre lang seinen Posten nicht gegen die Jugend verteidigt. Man ließ ihn fallen. Als eine subordinierte Tätigkeit ihm nicht zusagte, kam die Pensionierung. Es reichte wohl noch zu einem mäßigen Leben im alten Stil; kam eines der Enkel, die nun schon Zigaretten rauchten und in die Tanzstunde gingen, zu den Großeltern betteln, dann gab es eine kleine Unterstützung, die hoch angerechnet wurde. Aber die Decke war eben doch kürzer geworden, nach der man sich strecken mußte, mit sechzig, mit fünfundsechzig Jahren war es hart, bei immer gleichen Bezügen die Preise steigen zu sehen und Zahlen, ewig Zahlen im Kopf zu wälzen. Sie hätte ja auch einmal ins Theater gehen können, hatte sie je einen Zirkus erlebt?

Die Abende, die sie allein verbracht hatte, als er durch sein sechstes Jahrzehnt ging, waren so herzerreißend einsam gewesen, daß es ihr vorkam, als sei ihre Seele mit Narben bedeckt. Aber die Abende, die sie jetzt mit ihm, dem Freudlosen, Alten, verbrachte, sie, die Freudlose, Alte, zahnlos beide, schwach-sichtig — die waren noch bitterer als jene Tage und Nächte voll Eifersucht. Ging die Glocke? Kam ein Besuch? Eines der Enkel, um nach ihren Mumien zu sehen? Sie saßen zusammen wie in

einer Gruft, schiefen Seite an Seite, schlabberten zusammen ihren Kaffee, der ans Bett gebracht wurde, standen spät auf und hüstelten sich an, trugen ärmliche Wäsche und badeten selten. Schamlos und gebrechlich, standen sie einander in Unterhosen gegenüber, hatten kein Geheimnis voreinander und nichts, was sie verband.

Aber dann, als der erste Urenkel geboren war, da kam die Wut! Da schlug sie einmal das Thema an von den versetzten Sonntagskleidern, dem Vertiko, den er verkauft hatte, den kahl gewordenen Zimmern nach ihrem Wochenbett. Er rief zurück, daß sie ihm die Treue gebrochen hatte, während sie das erste Kind trug. Dann zischte sie zurück, nicht eine Ohrfeige sei sie ihm wert gewesen, wie eine Kalbin hätte er sie gekauft, genommen, geschwängert, entbinden lassen, ohne Zorn, wenn sie ihn betrog.

Hatte er es geahnt, als er sich den Blinddarm herauschneiden ließ, daß eine schöne, junge Frau vor der Tür des Operationssaales kauerte und so verstört aussah, daß es der Krankenschwester auffiel? Er aber reckte sich, das eingehutzelte Greislein, hielt welche, schmutzige Finger empor: als man seine Ehre in den Kot zog, als er zu Unrecht gemieden und geächtet war, als er über ihr Gesicht hin geweint hatte, daß seiner Tränen Salz ihr in den Mund tropfte und sie weckte, wo war sie damals gewesen! Und sie: „Dafür hast du dich schon gerächt. Zehn Jahre lang Gaudi mit geschminkten Mädels, das Geld in all die Pfützen gestreut. Die Cafés mit ihrem rauschenden Leben genossen, im Fackelzug zu Kaisers Geburtstag mitmarschiert, das Stöckchen unterm Arm, silberne Zigarettdose und klirrendes Geld im Sack!“

Dann kam es wie ein Fluch:

„Ich werd' dir nicht mehr lange zur Last fallen! Mein Asthma wird dich bald befreien von mir.“

Und die Antwort, kalt, böse, hoffnungslos hingezischt:

„Oh, du bist zäh!“

Und dann zurück: „Bist du nicht zäh?
Um dich brauch ich Gott sei Dank keine
Angst zu haben, du bist über siebzig und
warst keinen Tag krank im Leben.“

„Und du?“

„So, und meine Blinddarmentzündung?
Vor vierzig Jahren war ich schon auf-
gegeben.“

„So, und das Asthma?“

„So, und die Arterienverkalkung?“

— — — — —
Wem kam der erlösende Gedanke,
diese fauchenden Mumien zu trennen?
War er seinem Greisenhirn entsprun-
gen oder war es die Frau des jüngsten
Sohnes, selbst schon eine Matrone, die
zuerst gesagt hatte: „Die Alten müssen
auseinander?“

Trennen — was war eine Trennung?
Sie zog zu ihrem Adolf, der einen Speze-
reiwarenladen betrieb, und er blieb
allein in der Wohnung. Gut, man sah
sich nicht mehr. Aber man war immer
noch aneinander geheiratet, man hatte
immer noch keine Luft, man hatte immer

noch seinen Haß und seinen Gram, sie
und er.

Wie Fische auf dem Küchentisch
schnappten sie nach Atem. Eines ver-
darb dem anderen die Atmosphäre die-
ser Welt, die Freude am Kaffee und am
Brei, das Bewußtsein des Patriarchen-
tums, den Stolz auf ein ehrenwertes
Leben — bis nichts mehr übrigblieb,
als zum Richter zu gehen und die Schei-
dung zu verlangen. Zu einem jungen
Richter, der ihr Enkel hätte sein können
und sie in offener Sitzung mit Vaterl
und Mutterl anredete. Aber sein Zureden
nützte nichts, und er war ein weiser
Kadi. Irgendein Scheidungsgrund fand
sich, ein lächerlicher, dummer Vor-
wand, diese Ehe kurz vor der goldenen
Hochzeit zu trennen. Wenn es jetzt ans
Sterben ging, dann durfte jeder für sich
sterben. Ach, wie das wohl tut! Jetzt
war das Ziel erreicht. Man würde sich
ganz allein in seinem Bett lang aus-
strecken, das letzte Licht zu kosten, und
ganz allein, ganz unbehelligt den großen
Weg hinübergehen.

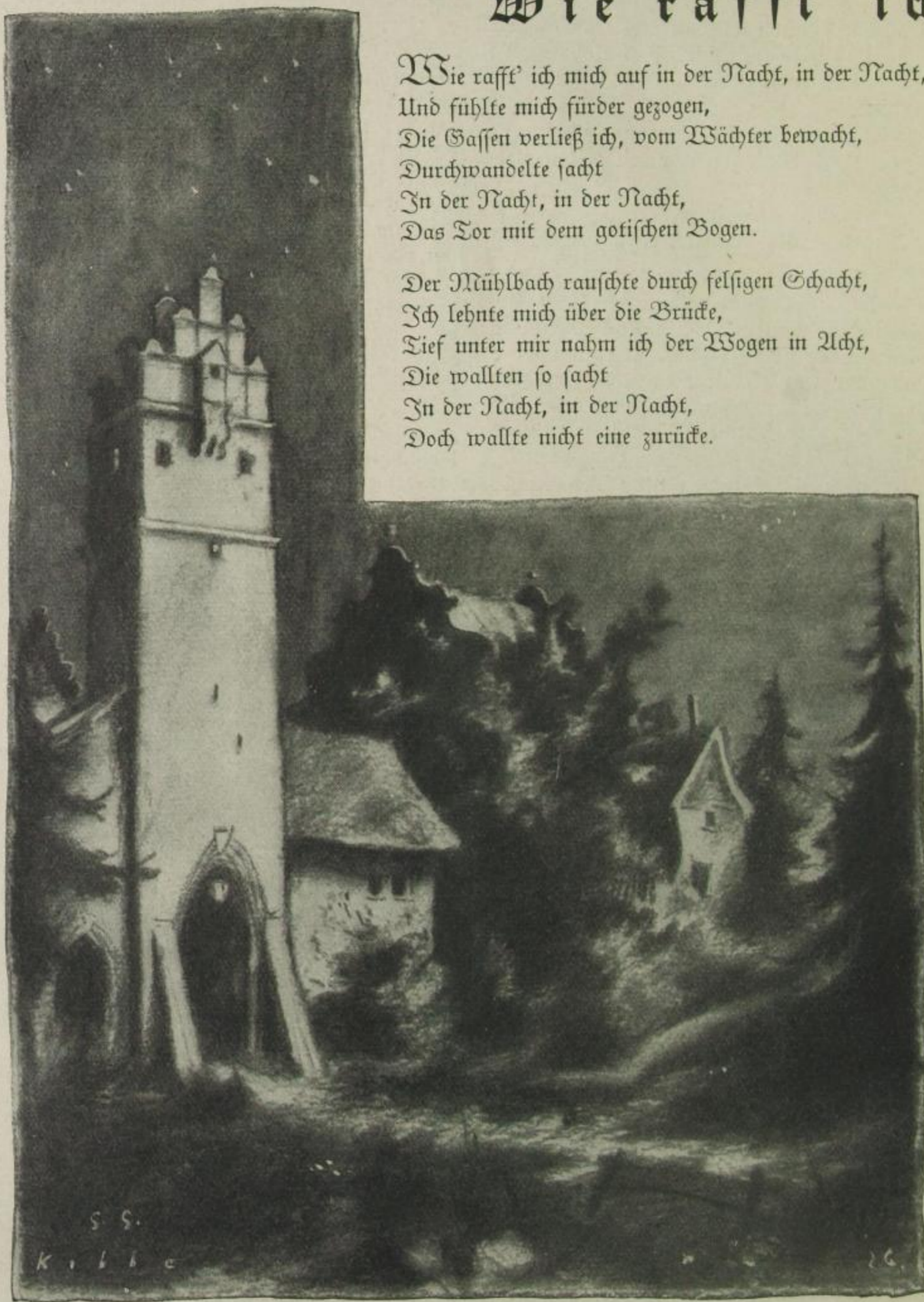


— — — ach, wie das wohl tat, sich ganz allein in seinem Bett lang auszustrecken — — —

Wie rafft' ich

Wie rafft' ich mich auf in der Nacht, in der Nacht,
Und fühlte mich fürder gezogen,
Die Gassen verließ ich, vom Wächter bewacht,
Durchwandelte sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Das Tor mit dem gotischen Bogen.

Der Mühlbach rauschte durch felsigen Schacht,
Ich lehnte mich über die Brücke,
Tief unter mir nahm ich der Wogen in Acht,
Die wallten so sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Doch wallte nicht eine zurücke.



m i c h a u f — — —

Es drehte sich oben, unzählig entfacht,
Melodischer Wandel der Sterne,
Mit ihnen der Mond in beruhigter Pracht,
Sie funkelten sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Durch täuschend entlegene Ferne.

Ich blickte hinauf in der Nacht, in der Nacht,
Ich blickte hinunter aufs Neue:
O wehe, wie hast du die Tage verbracht,
Nun stille du sacht
In der Nacht, in der Nacht,
Im pochenden Herzen die Neue!

1820

August Graf von Platen (1796—1836)





Pikkolo, das neue Sommerstoff-Muster

Kleid in der neuartigen Form des Basques-Kasacks mit plissierten Volants in Milleleursseide. Dazu der weiche Manilahut mit breiter Vorderkrempe.

Kleid aus rot-schwarz gemustertem Stoff. Dazu der steile gerade Zylinder.

Modelle: Herrmann Gerson, Berlin

Für die Sommer- Reise

Von

Stephanie Kaul

Die Mode hat sich dafür entschieden, jugendlich zu sein, die Gestalt möglichst schlank und schmalhüftig erscheinen zu lassen. Deshalb ist der Variationsmöglichkeit der Formen ein gewisses Ziel gesetzt.

Aber der sinnliche Eindruck aller dieser Kleider wird stets etwas Huschendes, Aufplatterndes, letzten Endes Undefinierbares haben.

Wundersame Riesenblüten in naturalistischer Ausführung überblühen die Stoffe. In seltsamem Gerank verschlingen sich Arabesken. Ganze Märchen und Geschichten kann man von den Kleidern ablesen, Märchen von japanischen Teehäusern, der kleinen Geisha und dem Mann mit dem langen Zopfe. Kätzlein krümmen riesengroß einen Buckel im Mondenschein vor einer Dachstube, in der ein verschlungener Schatten erscheint. Kleine Vögel beleben Blütenzweige. Sogar vor der strengen Mathematik wird nicht haltgemacht. Und ihre geometrischen Körper scheinen in ihrer Flächendarstellung gerade interessant genug, neue Anregungen für Musterverbindungen zu geben. Dreiecke, Rechtecke, besonders lang ausgezogen, dann wieder breit zusammengedrückt, Vielecke, Quadrate, breite



Punkte sind modern!

Gelbliches Seidenkleid mit verschieden großen dunkelbraunen Tupfen. Dazu der neue Sommerhut mit der breiten großen Krempe aus Florentiner Stroh.

Modelle: Herrmann Gerson, Berlin



Sommernachmittags

Ärmelloses Kleid aus weißem Chiffon mit bunt bestickter weißer Spitze.

Modell: Modellbaus Max Becker, Berlin

und schmale Striche, alles findet sich auf den Kleidern wieder.

Das Neueste auf dem Gebiet der Musterung sind die sogenannten Pikkolomuster, die ganz eng und dicht und winzig klein auf den Stoff gedruckt sind. Manchmal erinnert die Musterung an die rissige Rinde eines Baumes, dann wieder entzückt die Anmut eines Millefleursstoffes, tausend und abertausend kleine Blütchen.

Diejenigen Frauen, die eine etwas großzügigere Wirkung des Stoffes vorziehen, werden sich für ein Kleid mit unregelmäßigen breiten Längsstreifen oder in großen Quadraten gemustert entscheiden. Es besteht auch die Möglichkeit, wenn eine allgemeine Musterung des Stoffes vielleicht als zu unruhig abgelehnt wird, Stoffe zu wählen, die nur eine gemusterte, sogenannte Bordürenkante haben und im übrigen glatt sind.

Zu all der geräuschlos schwingenden Musik, die dem Rhythmus der Kleider innewohnt, passen so gut die winzig kleinen Schirmchen, die wie ein schöner Blütenstrauch im Arm getragen werden. Eine Wolke von Chiffon, Volants, von Georgettekrepp, in reicher Fülle übereinandergehend, kräftiges



Elegante Sommercomplets

Weisse kurze Chiffonjacke über weissem Chiffonkleid mit cremefarbenen Spitzen. Dazu der kleine Hut mit bunten Blüten.

Pastellgrüner, drangierender Taftmantel über gleich-tonigem Kleid. Dazu der weiche große Hut aus Georgette.

Modelle: Modellhaus Max Becker — Hüte: Regina Friedlaender

Leinen, mit starkleuchtenden, stilisierten, kunstgewerblichen Motiven bemalt. Und der Sonnenknicker unserer Großmütter ist wieder da. Das verstellbare Schirmchen, das wohl mehr zur Belebung eines Flirtes als zur wirklichen Abwehr der Sonnenstrahlen dienen soll.

Gegensätze sind pikant und unterstreichen. Zu den winzig zwergenhaften Schirmchen gehören riesengroße Taschen, in denen man wirklich etwas unterbringen könnte, wenn nicht die Befürchtung bestünde, daß sie etwas von der rechteckigen Gradlinigkeit ihrer Form einbüßen würden.

Die Sensation dieses Sommers aber ist der Hut. Es ist wahr geworden: man trägt wirklich den Strohhut. Und allen Voraussagen zum Trotz den größeren, ja großen Hut. Exotische Strohsorten sind das Material: Manila-, Roßhaar und Florentiner Stroh. Tief beschatteten schuttenartige Vorderränder das Gesicht und geben den Frauen, die durch das geschnittene Haar oft ein herberes Aussehen bekommen hatten, eine weiche, anmutige Grazie, die an die Zeiten der Mimi und Musette erinnert.

Hohe, gerade Zylinder aus Stroh mit einem



Der einfache Stil

Gelbliches Chiffonkleid mit grünen und schwarzen Streifen.
Dazu der neue gerade Hut in Canotiersform.
Modell: M. Gerstel A. G.



Aufnahmen Zander & Labisch

Über dem Kleid trägt man den großkarierten geraden Mantel
aus weichem Kasha.

Modell: Flatow-Schädler G. m. b. H., Berlin

winzig kleinen Rand wirken sehr pikant und reizvoll, und man sucht unwillkürlich den Vatermörder am Hals der Schönen, soviel Ähnlichkeit haben die Hüte mit den Männerzylindern der Wertherzeit.

Aber das Neueste vom Neuen ist ein wichtig und breit nach beiden Seiten ausladendes Modell mit ganz ungewöhnlich steilem, nach oben etwas spitzer zulaufendem Kopf, das an die Riesenhüte holländischer Bilder erinnert.

Und der richtige weiche, wellige Florentiner ist auch wieder da, dessen breite Krempe Raum bietet für schöne Blüten und von dem schmale Bändchen herniederhängen: *suivez-moi*.

Jede einzelne Frau wird immer wieder aufs neue, schmerzlicher vielleicht als je zuvor, die Qual der Wahl empfinden, denn alle diese Kleider und Kleidchen haben einen ausgesprochenen Charme, und es geht ein bezwingender Reiz des Besitzenwollens von ihnen aus. Es bleibt nur der Rat der Selbstbescheidung: es wähle jede, was ihr steht, was die Vorzüge ihrer Erscheinung zur Geltung bringt und die Nachteile kaschiert. Dann werden Kleid und Kleidträgerin ein harmonisches Bild bieten.

P A N I K

Fortsetzung von Seite 32

„Das möchte ich auch. Immer so — ist solches Glück denn möglich, ist das auszudenken?“ fragt er in ihre Augen hin. Sie ist so ganz sein Eigentum, so tief vertraut und hingegeben.

„Ja, laß es uns doch ausdenken, bis ganz ans Ende. Warum soll es nicht immer so bleiben? Es liegt bei uns. Wir können beisammenbleiben, hier — oder anderswo.“

Er schaut ihren Händen zu, die eine Binse zerpfücken. Er liebt sie, ja, er liebt sie ohne Grenzen. „Ja, du. Zusammensein. Alle Tage, alle, alle Nächte.“

„Wir können nach Italien gehen. Oder in die Bretagne. Es gibt so stille Winkel überall in der Welt. Oder nach Japan — warst du schon in Japan? Oder nach Hawai — dort ist es schön.“

„Ja, dort ist es sicher schön. Wir bleiben beisammen. Und die Zeit geht an uns vorbei, und wir sind beisammen, wir werden alt, und wir sind noch immer beisammen. Und wenn wir gestorben sind, dann war jeder Tag, den wir gelebt haben, so wie der heutige — —“

Das sind ihre Gespräche im Boot, unter den Blätterschatten, die Ufer duften nach Feuchte und blühender Minze. Sie sprechen, was Liebende immer gesprochen haben seit Anbeginn der Welt. Es liegt eine kleine, zitternde Angst unter ihren Worten, sie sind wie im Schlaf, sie träumen und fürchten sich unter der Traumdecke vor dem Erwecktwerden. Sie nehmen einander ernsthaft und stark und fast beschwörend bei den Händen und gehen schweigsam zur Mühle zurück. Jetzt schmerzen die kleinen Wunden ein wenig . . .

Gegen Abend begab sich eine Kleinigkeit. Es kamen zwei Beamte mit grünen Mützen auf Fahrrädern daher und fertigten eine Liste der Geretteten an. Sie drangen in die Stube ein und verlangten mit achtungsvollen und wichtigen Mienen genaue Auskünfte. Wie hieß der Herr, wie alt, woher kommend, Ziel der Reise? Stetten gab halblaute Antworten. Die

Grusinskaja hatte sich müde auf das Bett geworfen, sie drehte das Gesicht zur Wand, sie wollte nichts hören.

„Und die Dame? Die Frau Gemahlin natürlich?“ fragte der Beamte ordnungshalber.

„Nein,“ sagte Stetten. Er hatte eine Sekunde gezögert.

„Ah — —,“ erwiderte der Beamte. Und dann wurde die Grusinskaja einem eigenen Examen unterzogen.

„Wenn die Herrschaften ihre Angehörigen verständigen wollen, so nehmen wir die Telegramme mit in die Kreisstadt,“ sagte der andere Beamte. „Es sind natürlich schon sehr viele Anfragen eingelaufen. Wir haben vierzehn Tote, zweiunddreißig Verletzte. Aus dem ersten Wagen ist niemand heil davongekommen.“ Es klang, als ob er stolz darauf sei.

Stetten gab nach einem winzigen Zögern an, daß er drei Telegramme abschicken wolle, und er schrieb sie sogleich mit seinem Füllfederhalter, der wunderbarerweise die Katastrophe gut überstanden hatte: an seine Mutter, an seine Braut und an seine Firma.

Aber auch die Grusinskaja da rückwärts in dem halbdunklen Bettwinkel besann sich und schrieb einen Depeschentext. Der Beamte borgte ihr weltmännisch einen Dienstbleistift zu diesem Zweck. Sie depeschierte eine Gratulation nach Paris und eine kurze Nachricht an den Impresario Sardowsky, der mit seiner Generalprobe festsaß.

Die Beamten empfahlen sich. „Morgen dürfte der Verkehr auf dieser Strecke wieder aufgenommen werden,“ sagten sie noch, obwohl sie nicht danach gefragt wurden, und dann schwangen sie ihre grünen Mützen, machten ermunternde Gesichter und waren fort.

Nachher war es sehr still in der Stube. Das Mühlwehr rauschte wieder. Stetten trat nach einer Weile an das Bett und strich der Grusinskaja über das kurze, glänzende, schwarze Haar und über die Wunde, die zum Hals hinabließ.

„Warum weinst du jetzt, Liebe?“ fragte er mit einer großen Sanftheit.

„Ich weine nicht. Es ist nichts,“ antwortete die Grusinskaja russisch und zog ihn an sich.

Die zweite Nacht brach an. Am Bahndamm brannten weißglühende Stiehflammen, welche die Schienen zusammenschweißten.

✱

Die beiden Hähne krächten, aber die Sonne ging nicht auf, sie blieb versteckt hinter ihrer Wolkendecke. Ein mißvergünstiger Ostwind ging mit nassen Füßen auf der Chaussee spazieren. Die Zweige tropften, obwohl es nicht regnete.

Stetten erwachte mit einem dünnen, quälenden Kopfweh, er fühlte sich zerschlagen, auch die gequetschte Hand schmerzte heftig. Er zog seinen Arm unter dem Kopf der Grusinskaja hervor und schaute sie, die noch schlief, an. Nachdem er ihren Anblick eine Zeitlang mit gerunzelten Brauen in sich aufgenommen hatte, seufzte er ein wenig und wendete sich ab. Sie ist müde — dachte er aus Zartgefühl. Aber in seinem Innersten war etwas anderes da, das er sich nicht eingestehen wollte. Sie ist alt — sagte es klar und ohne Zärtlichkeit ganz tief in ihm. Ja, sie war alt. Sie hatte eine müde Haut, es war etwas Schlaffes um ihr Kinn, etwas Hinfälliges um ihre Mundwinkel. Sie hatte einen harten, wissenden und gespannten Zug an der Nasenwurzel und Linien der Erschöpfung und Resignation auf der Stirne. Sie war in einer Nacht aufgeblüht und in der zweiten verwelkt. Stetten erlitt einen kleinen Zusammenbruch, das ewige Erlebnis des Mannes. Er war nach einer unerhörten, übersteigerten Nacht in den Armen einer Geliebten eingeschlafen: er erwachte neben einer armen, verbrauchten Frau. Er erhob sich, zog sich unhörbar und eilig an und ergriff die Flucht. Er irrte unten in der Morgenkühle um das Haus, er gedachte seiner Braut, und Jammer und Reue bemächtigte sich seiner. Heute war



*Ein
hygienisches
Toilettensmittel*

DIALON

Von sehr hervorragender desinfizierender Wirkung gegen starken Schweiß. Ein unentbehrlicher Puder bei der Körperpflege, beseitigt übermäßige Transpiration und deren lästige Begleiterscheinungen. — Bei der Behandlung von Wundsein jeder Art, Reizzuständen der Haut, Hautjucken und -Abschürfungen, Hautröte, wird Dialon mit bestem Erfolg angewandt. — Bei besonders empfindlicher Haut, Sonnen- und Gletscherbrand, übt Dialon eine wohltuende und kühlende Wirkung aus, lindert sofort den Schmerz und beseitigt nach mehrmaligem Abpudern das Übel vollkommen.

*Fabrik
pharmaceutischer Präparate
KARL ENGELHARD
Frankfurt a.M.*

Ein lieber Gast

Man weiß, daß heute die Welt sich im Geistigen horizontal, nicht vertikal bewegt.

Trotzdem gibt es aber noch manche Insel, auf die sich das Intellekt gerettet hat.

Und einmal stand „XOX“ mitten auf solcher Insel. War Mittelpunkt. Pol in der Erscheinungen Flucht.

Zum Tee.

„XOX“ ist — — doch davon später!

Die schöne Gastgeberin reicht mit schlanken Händen den Tee in chinesischen Tassen, die so dünn sind, als müßte man befürchten, sie könnten den duftenden Inhalt nicht halten.

sind, und vor allem die geplagten Deutschen wieder ihre alte Heiterkeit gefunden haben. Und deshalb ist „XOX“ eben da.

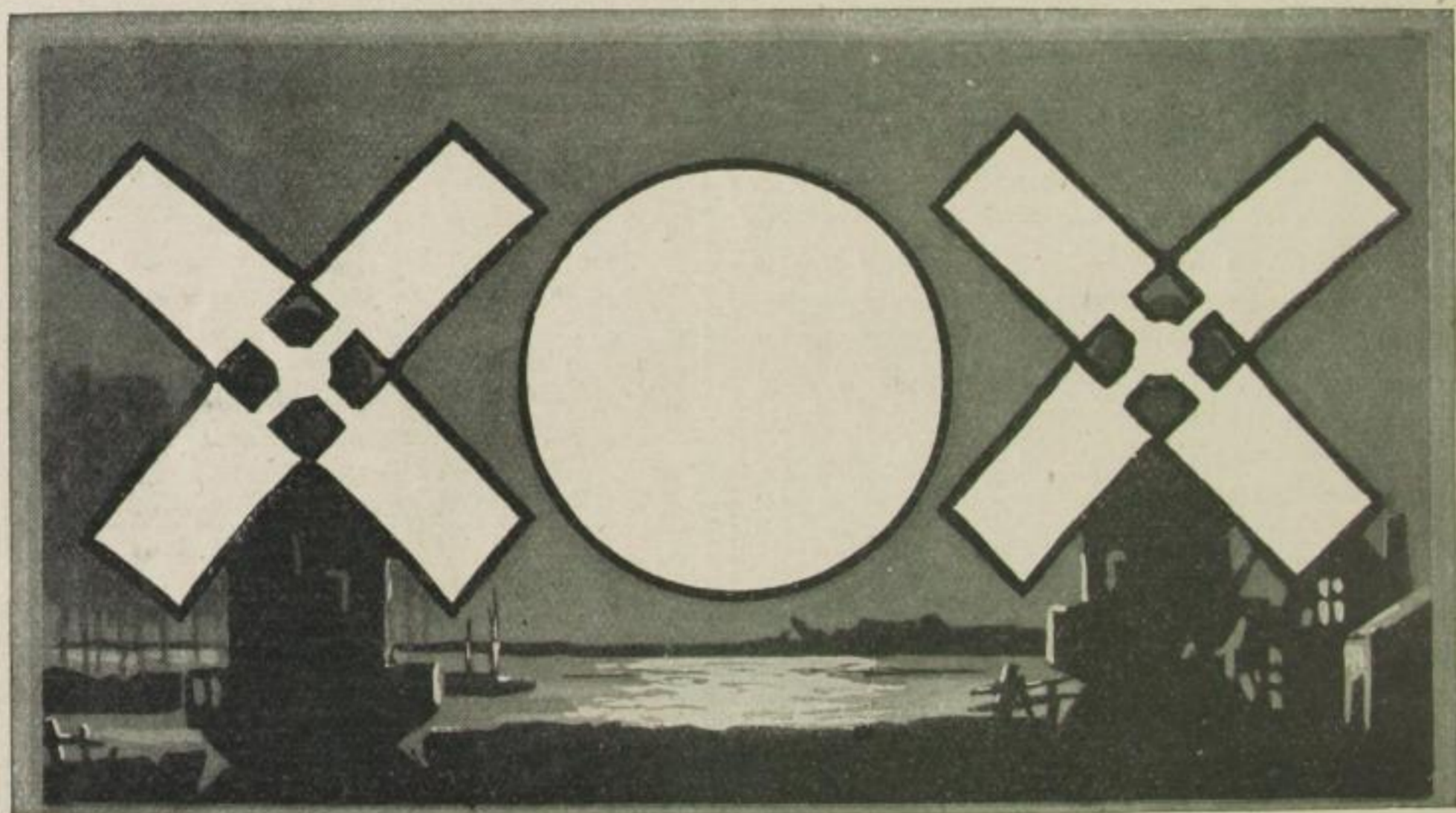
Und daher wird „XOX“ so geschätzt.

Wirklich und aufrichtig.

„XOX“ hat die Eigenschaft, allen zu gefallen, ein Etwas, das nicht jedem Ding oder nur denjenigen gegeben ist, die wirklich von Qualität sind. Und das ist „XOX“.

„XOX“ erscheint immer in tadelloser Aufmachung. Elegant. Sauber. Frisch. Appetitlich. „Zum Anbeißen“, wie man sagt.

Und wo „XOX“ ist, ist Sonne. Stimmung. Geschmack. Witz.



Und dann bietet sie „XOX“.

Sie meinen vielleicht, das sei ihr entzückendes Schoßhündchen. Oder ein neues Modejournal. Oder gar ihre neueste Akquisition, der Geiger Zuckeroff.

Nein —

Zwar das Hündchen war süß. Das Modejournal auch. Und der Geiger —

Aber noch süßer war „XOX“.

Sonne auf der Zunge. Duft auf den Lippen. Azurner Hauch. Tropensüßigkeit. Prickelnd wie uralter Wein.

„XOX“ ist ein eigenartiges Wesen. Hunderteinundachtzig Jahre alt. Frisch wie eine holländische Jufrouw und ewig jung wie Ninon. „XOX“ liebt das verfeinerte Leben bei Kaffee, Tee, Bowle, Wein und Sekt. Liebt es, wenn Menschen fröhlich

„XOX“ ist der Liebling der Gastgeberin und in ihrer Runde, die zweimal in der Woche zum Tee zusammenkommt. Wie überall —

Man greift in die Dose, die Biskuits, Waffeln, Trocken-Keks, Schokoladespezialitäten usw. enthält. Und „XOX“ empfiehlt freundlich je nach Geschmack die gewünschte Nüance. Dr. Hagemann, ein trockener Gelehrter, wünscht unter leichtem Erröten „Frou-Frou“, die in der ganzen Welt bekannte Creme-Waffel. Fräulein von Kühle liebt den Eisgeschmack, weil ihr immer so warm wird, wenn sie neben dem flotten Reichswehrlieutenant Süßkind zu sitzen kommt, der immer so verliebt tut. Frau Regierungsrat Sparsinn greift zu Krokantwaffeln, denn sie knabbert gern. Aber leise — denn Zuckeroff, der Geiger,

gewissermaßen sein Hochzeitstag, und er lag da auf der Strecke und hatte sozusagen Katastrophen verschiedener Art erlebt. Er, Arnold von Stetten, Chefingenieur, Bräutigam einer vornehmen jungen Dame, ein höflicher und korrekter Mann zeit seines Lebens, begriff sich selbst nicht. Er lief dem kalten Ostwind entgegen, gab sich ein scharfes, inneres Kommando und rief sich selbst in starken Ausdrücken zu Zucht und Ordnung auf. Die Situation war scheußlich . . .

Die Grusinskaja erwachte allein. Sie hatte von Gailew geträumt. Gailew war der unverlässlichste Partner ihrer ganzen Laufbahn gewesen. Manchmal kam er betrunken in Vorstellungen und versagte bei den schwersten Pirouetten. Auch eben jetzt, im Traum, hatte er ihr einen Ballonsprung verpatzt. Aus dem Parkett waren höhnische und zischende Köpfe gegen sie angedrängt. Davon erwachte sie mit Angst und Herzklopfen. Sie war mitten in den Sorgen ihres Primadonnendaseins, und die Unklarheit ihrer Lage zwang sich in ihr Bewußtsein. Es war Mittwoch. Wenn heute ein Zug ging, dann konnte sie zur Generalprobe zurück sein. Andernfalls mußte sie Konventionalstrafe zahlen und hatte Skandal in den Blättern. Vertragspunkte irrten durch ihren Kopf. Ein Eisenbahnunglück war Force majeure — höhere Gewalt nannte es der deutsche Vertrag. Gut. Aber sie war heimlich weggefahren, sie hatte sich krank gemeldet und war bei Nacht und Nebel davon, um das Enkelkind in die Arme zu schließen. Andererseits: Das Eisenbahnunglück war eine gute Reklame. Sie sah das schiefe, geschäftstüchtige Lächeln in Sardowskys Gesicht, die Verdienermiene, mit der er seine Sensationsartikelchen lancieren würde.

Und Lisa? dachte die Grusinskaja plötzlich, und dabei setzte sie sich im Bett auf und faltete die Hände.

Ach, damit war es nun vorbei. Zu Lisa kam man diesmal nicht. Man war ausgefahren, um sich auch einmal eine Freude zu gönnen — wie Wille es

läßt mit elegantem Schwung den Bogen über die Saiten gleiten, und er neigt dazu, irgendwelche Störungen als Mangel an Takt oder — Zuneigung aufzufassen. Aber das Knabbern stört nicht, weil es keinesfalls mit Geräusch verbunden ist. Und Zuckeroff beendigt stolz und beglückt ob der allgemeinen Aufmerksamkeit seinen Vortrag.

Der liebenswürdigen Dame des Hauses füllt „XOX“ erneut das silbergetriebene Keksdöschen.

Man spricht vom jüngsten Theater-skandal, von den stärksten Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, rezitiert Gedichte, und die Geistesblitze gehen nur so hinüber und herüber.

Bis schließlich Professor Finder, Hygieniker und Lebensmittelchemiker, ein Keksstück in die Hand nimmt, die große Hornbrille zurückschiebt, das Gebäck an die Nase führt, den Duft einzieht und es dann genießerisch dem Gehege seiner Zähne überläßt. Dann sagt er begeistert: „XOX!“ und hält sein Privatissimum, das ihm jedesmal zugestanden ist. Diesmal aber besonders, weil der Leser ja auch wissen will, wer und was eigentlich „XOX“ ist.

„XOX“, so beginnt Dr. Finder, „ist das Fabrikzeichen der Biskuitfabrik Holland G. m. b. H. Cleve, einer der ältesten und größten Biskuitfabriken; deren Stammhaus 1826 in Holland gegründet wurde und deren Fabrikationsmethoden und Herstellungsrezepte ihren Weg in alle Länder hinausgenommen haben. Das Unternehmen in Cleve, der alten Lohengrinstadt, erstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als das Biskuitgeschäft sich auch in Deutschland mehr und mehr einzubürgern versuchte. Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich dank einer zielbewußten Geschäftsleitung und unter Zugrundelegung des Qualitätsgedankens ein großes Unternehmen, das technisch und hygienisch heute als vorbildlich angesprochen werden muß und Waffeln, Buttergebäck, feines Dessertgebäck, erstklassige Schokoladespezialitäten, zum Teil unter Zugrundelegung uralter holländischer Rezepte, in peinlicher Sauberkeit und nur besten Qualitäten herstellt. Die Erzeugnisse haben zudem die sehr angenehme Eigenschaft, daß sie sich sehr lange halten —“

„Bei uns gottlob nicht“, lächelt die Gastgeberin, das „XOX“-Keksdöschen umkehrend, „ich bin beglückt, daß ich Ihren Geschmack getroffen habe,“ und reicht den Gästen in unnachahmlicher Grazie die schlanke, duftende Hand zum Kuß —

CREME MOUSON



Reiz und Anmut eines jugendfrischen, zarten Teints erzielen und bewahren Sie durch tägliche Creme Mouson-Hautpflege. Die milde Creme Mouson-Seife reinigt in schonendster Weise das empfindliche Gebilde der Haut, während Creme Mouson alle Ungleichmäßigkeiten des Teints und den lästigen Hautglanz beseitigt.

In-Tuben M. 0.40, M. 0.60, M. 0.80,
in Dosen M. 0.75 und M. 1.30,
Seife M. 0.70.

CREME MOUSON SEIFE

126

nannte —, und man hatte einen Zusammenstoß erlitten.

Die Grusinskaja begann zu lächeln, ganz fein, ein wenig spöttisch, ein wenig melancholisch und sehr wissend.

Ja — dachte sie —, nun habe ich es also doch einmal erlebt. Nun kenne ich das auch, wovon sie soviel Lärm machen: die Liebe. Es ist etwas Herrliches damit, o ja, ein unbeschreibliches Gefühl — solange es vorhält. Aber mir scheint, daß man schnell davon genug hat. Es übersättigt außerordentlich. Für unsereinen ist das nichts. Du lieber Gott! Zehn solche Nächte im Monat und ich würde nicht mehr tanzen können . . .

Wahrhaftig, ihre Glieder waren schwer und ungenau, wie sie nun über den Estrich hin zu dem kleinen Spiegel aus schlechtem, grünem Glas schlich. „Aber das ist ja nicht möglich! Ich sehe ja entsetzlich aus!“ rief sie ganz laut und blieb beinahe eine Viertelstunde starr und finster vor den Spiegel gebannt. Arme Grusinskaja, arme alternde Frau! Zwei Tage ohne Creme, ohne Puder, Schminke und Stift, zwei Tage ohne Massagen, Packungen und andere Zeremonien der Verschönerung! Wir verlassen dich vor deinem Spiegel, armes, berühmtes, ehrgeiziges Geschöpf, und wenn wir dich auf der Bühne wiedersehen, glanzvoll und nymphenhaft schwebend, dann wollen wir tun, als erkannten wir dich nicht und wüßten nichts von deinen Geheimnissen . . .

Unten aber, vor der Mühle, gibt es eine Stunde später eine rührende und bewegte Szene. Denn die Züge verkehren wieder, und gleich mit dem ersten sind Gäste aus Frankfurt gekommen, ein großer, eleganter Vater mit einer hübschen, hellblonden Tochter, die zwar etwas große Füße und etwas dünne Augenbrauen hat, aber sonst durchaus angenehm und damenhaft und erfreulich aussieht. Herr von Stetten sitzt Hand in Hand mit ihr auf der Bank vor der Mühle und berichtet von dem Eisenbahnunglück. Er sitzt ein wenig auf glühenden Kohlen, denn — Herr des Him-

mels! — was wird geschehen, wenn die andere, die von oben, herunterkommt und zärtliche Rechte geltend macht und an das Gestern — dieses unsäglich schöne, unbegreifliche und versunkene Gestern — erinnert?

Nichts zu befürchten, Herr von Stetten! Die Grusinskaja steht in der Stube am Fenster, ein wenig gedeckt durch die Zweige, und sieht hinunter. Es ist wahr, nun spürt sie doch einen zärtlichen und pressenden Schmerz in der Brust, ein zartes Leiden, in dem Genuß versteckt liegt. Sie ist blaß, ja, sie ist sehr blaß, und ihre Lippen zittern ein wenig, wie sie das Paar da unten beobachtet. Aber sie lächelt zugleich schon mit diesen zitternden Lippen ihr reifes Frauenlächeln, ein wenig spöttisch, ein wenig melancholisch und sehr wissend . . .

Siehe, da kommt mit Stauben und Tuten ein Auto vorgefahren, das hellgraue Auto der Grusinskaja. Ralwey, der Chauffeur, lenkt, englisch, hübsch und korrekt in seiner Lederdreß, und hinter ihm sitzt Sardowsky mit zwei fremden Herren, und dann kommt auch noch Willes gutes, altes Freundesgesicht zum Vorschein und nimmt die Autobrille ab und äugt umher. Die Müllersleute stehen um den Wagen herum und deuten hinauf und verstehen gar nichts von diesem Massenaufgebot feiner Leute, das auf ihre stille Mühle eindringt.

„Ich komme!“ ruft die Grusinskaja hell und französisch hinunter. Herr von Stetten unten auf seiner Bank zuckt voll Angst zusammen — —

Die Grusinskaja tritt aus dem Haus, sie bedankt sich bei den Müllersleuten, sie streichelt dem alten Wille die Backen. Es ist eine hübsche Szene. Man hat einen Kurbelkasten aufgepflanzt, und die beiden Leute, die Sardowsky mitgebracht hat, drehen eifrig ihre lohnende Aufnahme. Die Grusinskaja läßt sich Zeit, sie ist oft gefilmt worden, sie weiß, wie man es machen muß. Sie geht ganz zuletzt noch zu der Bank hin und streckt ihre Hand aus — die Herr von Stetten nicht zu

GROSSE AUSSTELLUNG DÜSSELDORF

1926

Mai=Oktober

Gesundheitspflege

*

Soziale Fürsorge

*

Leibesübungen

»GESOLEI«

verbunden mit der

Düsseldorfer

Kunst=Ausstellung 1926

*

Größte deutsche Ausstellung
des Jahres 1926



NEWMAN

MERCEDES
SCHUHE

HAUPTPREISLAGEN

16⁵⁰

12⁵⁰

14⁵⁰

18⁵⁰

21.-

ÜBER 1100 EIGENE GESCHÄFTE UND VERKAUFS-
STELLEN IN ALLEN GRÖßEREN STÄDTEN. ~

ergreifen wagt. Sie sagt: „Ich danke Ihnen vielmals — für alles.“ Sie sagt es französisch, und dann wendet sie sich ab und steigt sehr anmutig in ihr Auto ein und fährt davon.

„Wer war denn das?“ fragt die Braut und zieht ihre dünnen Augenbrauen in die Höhe.

„Ich weiß es nicht, Schatz. Ich habe sie aus dem Zug gerettet, aber ich kenne sie nicht näher,“ antwortet Herr von Stetten bescheiden.

Am Bahndamm ist alles in Ordnung. Züge fahren hin und wider, die Schienen sind geflickt, die Blutspuren versickert. Das Gras ist ein wenig versengt, aber bald wird es niemand mehr bemerken, daß hier eine Katastrophe stattgefunden hat . . .

Die Hellscherin von Monte Carlo

Fortsetzung von Seite 60

Als wir Platz genommen hatten, bemerkte ich einen anderen Wagen, dem ein Mann und eine Frau entstiegen. Der Mann war der dunkle Italiener, den mir Blanchard vorgestellt hatte. Das war wirklich töricht von meinem Chef. Ich war doch kein Kind, und wen hatte ich zu fürchten? Nur eine Frau, und eine sehr schöne Frau noch dazu!

Das Mahl verlief sehr heiter, und unsere Unterhaltung sprang lebhaft von einem Gegenstand zum anderen. Es dämmerte schon, als wir uns zu einem Spaziergang erhoben. Mein Verdacht hatte sich fast zerstreut, doch ihre nächsten Worte riefen ihn wieder in aller Stärke wach.

„Wir wollen zu den Roches Rouges gehen“, meinte sie. „Dort gibt es alte Felsenhöhlen, die stets eine starke Anziehungskraft auf mich ausgeübt haben. Sie sind alt — Tausende von Jahren alt. Hier hausten schon Menschen, als dieses weite Meer noch Prärie war und der mit Fellen bekleidete Affenmensch den Elefanten jagte. Ich weiß das, weil ich in diesen Höhlen Visionen der Vergangenheit gehabt habe.“

Ich erwiderte nichts, dachte mir aber, daß es wahrscheinlicher war, daß sie die Knochen dieser Elefanten im Museum gesehen habe, in dem die Funde aus jenen Höhlen aufbewahrt wurden, denn ich kannte sie gut.

Eine außergewöhnliche Frau, die es verstand, jede kleine Tatsache für ihren Plan auszunutzen.

Dieser kleine Schwindel ließ mich wieder auf meiner Hut sein.

Es war derselbe Weg, den Humphreys erst wenige Tage vorher in Gesellschaft dieser Frau gegangen war. Zähneknirschend ging ich weiter. Bald waren wir bei den prähistorischen Felsenwohnungen angelangt. Wir gingen an den beiden ersten vorüber und über den kleinen Steg, der zur dritten und tiefsten führte. Am Eingang befanden sich die vollständigen Riesen-Skelette eines Mannes und einer Frau, von einer schützenden Glasplatte bedeckt. Die Sonne ging unter, und ein gespenstisches rotes Licht beschien den dunklen Raum. Ich zuckte eine Sekunde zurück.

„Sie sind doch nicht etwa ängstlich?“ lachte sie verächtlich, „Sie — ein Engländer!“

Dennoch war ich es, denn ich wußte jetzt, daß wir endlich Auge in Auge standen — ich und der unbekannte böse Geist, der von diesem Geschöpf ausging, und der nach meinem unterbewußten Selbst griff. Aber mein Stolz hielt mich davon ab, meine Furcht zu zeigen, und so traten wir zusammen ein.

„Also, mein Freund, Sie lassen es mich einmal versuchen, nicht wahr? Ich bin rasend neugierig, in die Zukunft zu schauen. Sie sind das beste Medium dazu; wir sind gleichgestimmte Seelen. Sicher würden Sie auch gern hinter den Schleier schauen, nicht wahr? Setzen Sie sich auf diesen Stein dort, der schon in früheren Jahrtausenden als Sitz gedient hat.“

Bei diesen Worten legte sie ihre Hand auf meine Schulter und sah mir starr ins Gesicht.



Das
**TÄGLICHE
WUNDER**
neuer Schönheit!

besitzt jede Dame in dem hier abgebildeten, kleinen, praktischen goldenen Döschen.

LEICHNER

gibt verwöhnten Frauen die Macht, durch feinen exquisiten

Puder-Compact

täglich den Teint zu verjüngen und zugleich die Haut zu pflegen. Dieser Schönheitspuder, erfrischend parfümiert, (auch mit zwei Puderfarben in einer Dose), ist für die Reife unentbehrlich.

M 0.50, 1. — u. 1.50 mit einer Farbe.





Bücher für die Reise!

Jerome K. Jerome: **Sie und ich**

Ein lustiges Reise- und Ferienbuch von dem großen englischen Humoristen, dem berühmten Verfasser der „Drei Mann in einem Boot“

Hermann Lint: **Bimmelfang**

Die humor- und gemütvollte Geschichte eines Mannes, der zwei Leben nebeneinander führt. Ein Idyll aus der Romantik unserer Tage

P. Beber: **Ja, ja die Liebe**

Die vielen seltsamen Verwicklungen eines in Liebesdingen Unerfahrenen sind mit feinstem Witz und hinreißender Spannung geschildert

Arnold Bennett: **Die Stadt der tausend Freuden**

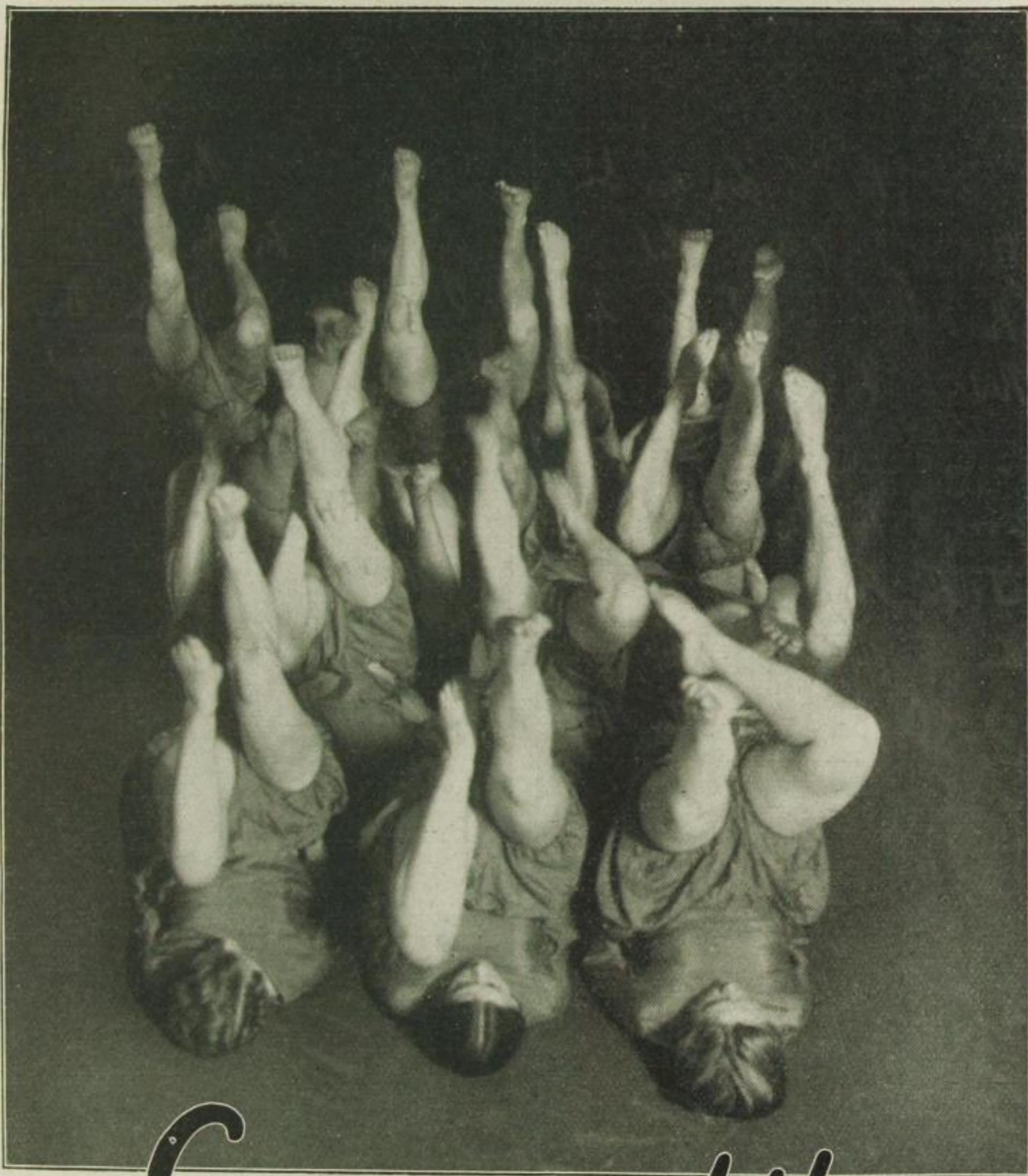
Ein amüsanter Detektivroman voll absonderlicher Geheimnisse und Geschehnisse. Das Meisterwerk eines einfallsreichen und witzigen Erzählers

Gustav Meyrink: **Die heimtückischen Champignons**

Bizarro-groteske Erzählungen, geistvoll, schnurrig und verblüffend. Die berühmtesten Nummern aus Gustav Meyrinks „Wachsfigurenkabinett“

Überall zu haben!

*Jeder Band hübsch gebunden
mit farbigem Umschlagbild M 1.50*



*Gymnastik
für Damen
(„Früh und schön“ II. Teil)*

Das neueste Ullstein-Sonderheft. Überall für M. 1.25

131

Bäder, Kurorte und Hotels

Norddeutschland Heilbäder

OSTSEE.

Auf an die Deutsche Ostsee!

Keine Ebbe und Flut, daher Baden zu jeder Tageszeit.

Wald und Wasser herrlich vereint!

Führer durch alle Bäder M. 1.—, bei Voreinsendung von M. 1.20 in Briefmarken portofreie Zusendung. Nachn. M. 1.30. Prospekte der einzelnen Bäder kostenlos.

Ostseebäder / Berlin NW 7

Unter den Linden 53. Fernsprecher: Zentrum 4335

SWINEMÜNDE

das Deutsche See- und Solbad an der Ostsee hat den schönsten Strand der Welt!

BANSIN Schönstes aller Ostseebäder!
Führer durch die Badeverwltg.

Ostsee-
bad **Warnemünde**

D-Zug: Berlin 4 St., Hamburg 3 $\frac{1}{2}$ St., Kopenhagen 6 St.
Offene See / Herrlicher Sandstrand / Waldreiche Umgebung
Auskunft durch die Badeverwaltung.

BINNENLAND.


BAD HARZBURG. Hotel Victoria. Erstklass. Verpflegung. Zimmer mit Bad u. fließ. Wasser. Behagl. Gesellschaftsräume. Pensionspreis 7—10 M. Tel. 42. Besitzer: Gebr. Vieth.

Mitteldeutschland Heilbäder

Diätikuren Sanatorium Dr. Möller
Dresden-Loschwitz. Gr. Erfolge
bei Gicht-, Nerven-, Herz-, Magen- u. Blutkrankh.

DRESDEN-RADEBEUL — Sanatorium Bilz.
Erfolgreiche Obst- und Traubenkuren. Immer besucht.
Aller Komfort. Illustrierter Prospekt 3 frei.

BAD LANGENSCHWALBACH IM TAUNUS.
Hotel Herzog von Nassau. Das führende Haus, Pensionspreis ab M. 10.—.

 **Dr. Lahmanns Sanatorium**
Physikalisch-diätetische
Heilweise
**Weißer Hirsch
bei Dresden**
Luft- u. Fossnenbäder. Chefarzt Prof. Dr. L. R. Grote, Ärzte

SCHLESISIEN.

Bad Flinsberg im schlesischen Isergebirge.
600 bis 900 m, natürl. Kohlensäure- u. Moorbäder, ganzjähr. Betrieb, Wintersport. Prosp. durch Badeverwaltg.

Fortsetzung auf Seite 133

Die letzten Sonnenstrahlen entzündeten tanzende Flämmchen in diesen Augen, die mich so leidenschaftlich anfunkelten; rote Lichter glänzten in ihren Tiefen.

Schwäche überfiel mich, so daß ich etwas benommen auf den Stein sank, unfähig, Widerstand zu leisten. Zu spät fiel mir Blanchards Warnung ein. Ich machte einen schwachen Versuch, nach der Pfeife in meiner Tasche zu tasten; ich vermochte es nicht. Wie im Traum sah ich, wie sie etwas aus einem Beutel nahm — etwas Glänzendes, Blitzendes, das meinen Blick anzog. Es war eine Kristallkugel.

Dann hörte ich undeutlich die folgenden Worte:

„Schauen Sie in die Zukunft und sagen Sie mir, was Sie sehen.“

Langsam vergrößerte sich der Kristall in ihrer Hand und dehnte sich aus — wenigstens erschien es mir so —, bis er den ganzen Raum ausfüllte.

Formen — phantastische Gestalten — schienen sich im Innern zu bilden. Immer klarer und deutlicher wurden sie. Ich sah mich selbst inmitten eines Zimmers stehen, es war mein eigenes Zimmer.

Vor mir stand die Frau mit ausgestreckten Händen.

Aus bauchigen Taschen zog das Phantom meiner selbst Bündel von Banknoten — Geld, Geld und immer noch Geld, bis die Taschen leer waren.

Die Szene schwand und eine andere bildete sich aus dem Nebel. Es war wieder ein Zimmer und darin stand ein Roulettetisch. Ich wußte — warum, kann ich nicht sagen —, daß es ein Zimmer in der Villa Azur war.

Mehrere Männer standen um den Tisch und spielten, und mir gegenüber die Gräfin. Ich spielte auch und gewann beständig — unablässig. Doch das Geld, das ich gewann, händigte ich der Frau aus.

Noch einmal verschwand das Zimmer, und dieses Mal sah ich einen Weg in den Bergen und stolperte selber diesen

Weg entlang, nur war ich jetzt blaß und verstört.

Entsetzt sah ich, wie die Gestalt, die mir glich, innehielt und eine Hand hob, die Hand hielt einen Revolver!

Vor Schrecken gelähmt, starrte ich auf den Revolver, der gegen die Schläfe gedrückt schien. Dann blitzte etwas auf, und die noch eben aufrechte Gestalt krümmte sich sterbend am Boden. Bei dem furchtbaren Anblick geriet ich in die ärgste Verzweiflung. Dann war ich wieder in der Höhle und saß auf dem Stein, während es in meinen Ohren summte, und ich zitterte wie Espenlaub.

Ohne ein Wort taumelte ich hinaus und fing wie wild an zu laufen, stolpernd und fallend. Einen Pfiff nach dem anderen ließ ich auf der kleinen silbernen Pfeife ertönen. Das Geräusch von Tritten antwortete mir, und starke Arme umfingen mich, während ich aus dem Gemurmelt erregter Stimmen und dem schrillen Schreien einer Frauenstimme hinter mir entnahm, daß Blanchard sein Versprechen nicht vergessen hatte, mich zu bewachen.

Ich wurde sofort nach Hause gefahren, und auch ein Arzt kam sofort, doch mit meiner Rückkehr in die hellerleuchtete, lebhafteste Stadt kehrte schnell meine klare Besinnung wieder, und ich konnte die Geschichte in abgebrochenen Sätzen meinem Chef erzählen.

Am nächsten Morgen war mir besser.

„Nun, mein Freund?“ begrüßte mich Blanchard. „Nun wissen wir, was mit den anderen passiert ist, wie? Nur hat es sie nicht so gepackt wie Sie selbst. Anscheinend sind Sie wirklich mediamal veranlagt, wie dieses Geschöpf sagt, oder sie tat beim Essen etwas in Ihren Wein. Der Doktor neigt zu dieser Ansicht. Er meint, daß sie ein Gebräu von Jusqueshama benutzt hat, eine Droge, die sofort die Phantasie anregt und Halluzinationen im Gefolge hat. Eins steht fest: Ihre Taschen waren voller Geld, als Sie das Kasino verließen, aber alles steckte in ihrem Beutel, als wir sie festnahmen.“

Bäder, Kurorte und Hotels

Fortsetzung von Seite 132

SCHLESISIEN.

BAD KUDOWA i. Schl. Villa Otto. Nähe Kurplatz. Groß. Terrass. Gart. Eleg. Zimmer. Erstkl. böhm. Küche.

BAD LANGENAU gegen Nerven-, Herz- und Frauenleiden. Prospekt Ü frei d. d. Badeverwaltung.

Süddeutschland Heilbäder

BADEN-BADEN,

das herrliche Weltbad im Schwarzwald. Thermalquellen (67° Celsius) gegen Gicht, Rheumatismus und Katarrhe. Buntes, internationales BADELEBEN.

Holland-Hotel, das erstklassige Familienhotel. Das ganze Jahr geöffnet. Diätküche.

Sanatorium St. Blasien Herrl. gelegene Heilanstalt für
Lungenkranke
im südl. Schwarzwald, 800 m ü. d. M.
Ärztl. Leiter: Prof. Dr. Bacmeister
Neuer illustr. Prospekt kostenlos. Inmitten ausgedehnter Tannenwäldchen.

BÜHLERHÖHE

Kurhaus Bühlerhöhe
800 m ü. d. M.

Nur 40 Minuten von Baden-Baden gelegen. Aufnahme von Gesunden und Kurbedürftigen, bes. für Familien, die ein kurbedürftiges Mitglied begleiten oder im benachbarten „Sanatorium Bühlerhöhe“ besuchen wollen.

WIESBADEN. Hotel und Kochbrunnenbadhaus „Schwarzer Bock“ 260 Betten, fließendes Wasser. Pens. ab M. 10.—. Besucht. Haus a. Platze.

Bad Wildungen für Niere u. Blase Helenenquelle

Zur Haus-Trinkkur: bei Nierenleiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker

Badeschriften sowie Abgabe billigster Bezugsquellen für das Mineralwasser durch die Kurverwaltung

Italien

CORTINA d'AMPEZZO,

(die Perle der Dolomiten)

— Grand Hotel Miramonti —

Prachtvolle, ruhige, staubfreie Lage am Walde. 300 Betten. Fließendes Wasser. Appartements mit Bädern. Hausorchester.

LIDO VENEZIG. Saison April—Oktober.
Der schönste Strand Europas.

(10 Minuten von Venedig.)

Excelsior Palace Hotel. Luxushaus.
Grand Hotel des Bains, I. Ranges.
Grand Hotel Lido, Familienhaus I. Ranges.
Hotel Villa Regina, I. Ranges.

Verlangen Sie Gratisprospekt D 11 durch die Compagnia Italiana Grandi Alberghi, Venezia.

Fortsetzung auf Seite 134

Bäder, Kurorte und Hotels

Fortsetzung von Seite 133

Oesterreich

Ohne Paß-Visum. Nur deutscher
Reisepaß mit Auslandvermerk

BAD GASTEIN

genannt die Quelle ewiger Jugend, ist

die radioaktivste Therme der Welt!

In 1083 m Höhe entspringen 18 Quellen,
die Temperaturen von 38°–47° C und
einen Radium-Emanationsgehalt von
150°–360° ME aufweisen.

INDIKATIONEN:

Gicht, Rheumatismus, Rücken-
markleiden, Lähmungen, Ischias,
Neurasthenie, Magen und Darm-
störungen – Vergiftungserschei-
nungen (Nikotin), Arterien-
verkalkung, Nervenreizungen

Saison: 16. April bis 30. Sept.

Mindestpreise für Zimmer:

I. Kl. 4–15 S, II. Kl. 3–9 S,
III. Kl. 2–8 S, IV. Kl. 2–5 S,
Bäderpreise 3–6 S

Prospekt u. Auskunft kostenfrei durch Kurkommission

Schweiz

Ohne Paß-Visum. Nur deutscher
Reisepaß mit Auslandvermerk

BASEL. Grand Hotel und Hotel Euler.
Vornehmes Haus ersten Ranges am Zentralbahnhof.

GERSAU. (Vierwaldstätter See.) Hotel Müller.
Altbek. deutsches Haus. Pension von 10 Fr. aufwärts.

SEELISBERG. (Vierwaldstätter See.) Hotel
Sonnenberg. Idealer Ferienplatz, erstklassiges
Haus. Prima Küche. Orchester, Tennis. Pension
von 12 Frs. an.

ZÜRICH. Grand Hotel Victoria. Modernes
Haus gegenüber dem Hauptbahnhof.

Tschecoslowakei

KARLSBAD. Olympic Palace Hotel.
Letzter Komfort, ganzjährig geöffnet.

NOVY SMOKOVEC. Palace Sanatorium Dr. Szontagh
(Hohe Tatra), das modernste der Gegenwart.

„Sie haben sie festgenommen?“ fragte
ich.

„Aber natürlich.“

„Wessen wird sie beschuldigt?“

„Nun, daß wir sie nicht der schwarzen
Magie beschuldigen können, weiß ich —
die Richter würden uns auslachen —, und
sie schwört, daß Sie ihr das Geld gegeben
haben, was Sie auch wahrscheinlich in
der Hypnose getan haben.“

Glücklicherweise hat die Polizei noch
ein paar andere Kleinigkeiten mit der
Dame zu erledigen. Ihr wirklicher Name
ist übrigens Sonia Varonoff.

Sie ist Russin und steht in dem Ver-
dacht, am Tode eines russischen Aristo-
kraten mitschuldig zu sein. Wie dem
auch sein mag, unser Freund Dufresne
hat ein Vorrecht auf sie und nimmt sie
heute mit nach Paris, wo sie für ein paar
Jahre unschädlich gemacht werden wird.“

„Aber was bedeutete das nun alles?“
fragte ich meinen Freund nochmals.

„Ist es nicht klar genug? Sie machte
stets die Bekanntschaft von Männern,
die ihr reich erschienen. Aber da ich
annehme, daß nicht alle ihrer unzweifel-
haften Macht im selben Grade unter-
lagen, so bemühte sie sich zuerst, dies
einmal auszuprobieren. Dann pflegte sie
eine Gelegenheit wahrzunehmen, ihr
Opfer an einen stillen Ort zu schaffen
und es unter dem Vorwand, die Zukunft
zu lesen, zu hypnotisieren.“

„Aber weshalb?“

„Mein Lieber, Sie sahen ja Humphreys
aus der Höhle herauskommen, nieder-
geschlagen zwar, aber ziemlich normal.
Trotzdem tötete er sich in derselben
Nacht. Vermutlich spielte er vorher und
verlor alles, was er besaß, in der Villa
Azur. Wir sind dort gewesen und haben
ein sehr kompliziertes, aber gefälschtes
Roulette dort gefunden. Dann, unter dem
doppelten Einfluß seiner Verluste und
ihrer Suggestion, ergriff der Wunsch
sich umzubringen immer mehr von ihm
Besitz, bis er dem nachgab.“

Das ist das Neue an dem System dieser
Frau. Erst bekommt sie das Geld, und
dann versichert sie sich des ewigen

Schweigens ihrer Opfer, ohne selber eine Hand gegen sie zu erheben. Nur läßt sich das allerdings nicht beweisen. Zweifellos änderte sie auch ihre Methode je nach den Umständen.“

Wie ich schon anfangs andeutete, betrat Sonia Varonoff niemals St. Lazare. Auf der Reise entwich sie ihrem Wärter, warf sich vor den einfahrenden Mar-seiller Expreszug und war sofort tot.

Ich genas schnell von dem Gift, das ich genossen, nur wagte ich wochenlang nicht, allein zu bleiben, denn sowie es dämmerte, durchlebte ich wieder und wieder diese letzte Szene, und — schrecklich zu sagen — ein wilder und unwiderstehlicher Wunsch befahl mich von Zeit zu Zeit, mich zu töten. Monte Carlo wurde mir verhaßt; auf den Rat des Arztes fuhr ich ein paar Monate später ab und machte eine Fußwanderung durch Spanien.

*

Viele Psychoanalytiker und Nervenärzte habe ich seitdem um eine vernünftige Erklärung jener Macht gebeten, die diese Frau besaß, aber keiner vermochte sie mir zu geben. Der einzige, der jemals versucht hat, mir zu helfen, ist Dr. Carson Rogers, ein Mann, der viele Jahre im Osten praktiziert hat. Er erzählte mir, er habe einst einen Yogi getroffen, der die Menschen in derselben Weise beeinflussen konnte. Er erzählte mir auch, daß viele Tiere — besonders Schnecken und Katzen —, vor allem aber die brasilianische Wasserriesenschlange Anakonda, die Macht besitzen, Menschen anzuziehen und aus der Entfernung zu töten.

Wie dem auch sei, M. Blanchard lebt noch und kann die Wahrheit meines unheimlichen Erlebnisses bezeugen.

(Berechtigte Uebersetzung von H. Hirschbach.)

*Für jedes Kind
die richtige Schule*

finden Sie unter den Tausenden von Adressen, die der

**Führer durch das
private Unterrichts- und
Erziehungswesen Deutschlands**
enthält.

Bestellen Sie das vom Reichsverband deutscher
freie: (privater) Unterrichts- und Erziehungs-
anstalten E. V. herausgegebene Buch für
M 1.80 bei Ihrem Buchhändler
oder beim

Verlag Allstein · Berlin SW 68

BZ am Mittag

Eigener Luftdienst

Dieses Heft

wurde mit unseren Farben gedruckt

**Chr. Hostmann - Steinberg'sche Farben-
fabriken G. m. b. H. / Celle in Hannover**

General-Vertretungen der „Uhu“-Anzeigen-Abteilung:

Baden: Stuttgart, Koppentalstraße 15

Bremen: Hartwigstraße 2a

Breslau: Zwingerplatz 2

Chemnitz: Hohenzollernstraße 30

Dresden: Müller-Berset-Straße 52

Düsseldorf: Golzheimer Platz 9

Frankfurt a. M.: Westendstraße 6

Hamburg: Bergstraße 7

Hannover: Arnswaldtstraße 6

Köln: Wallrafplatz 2

Leipzig: Göschenstraße 15

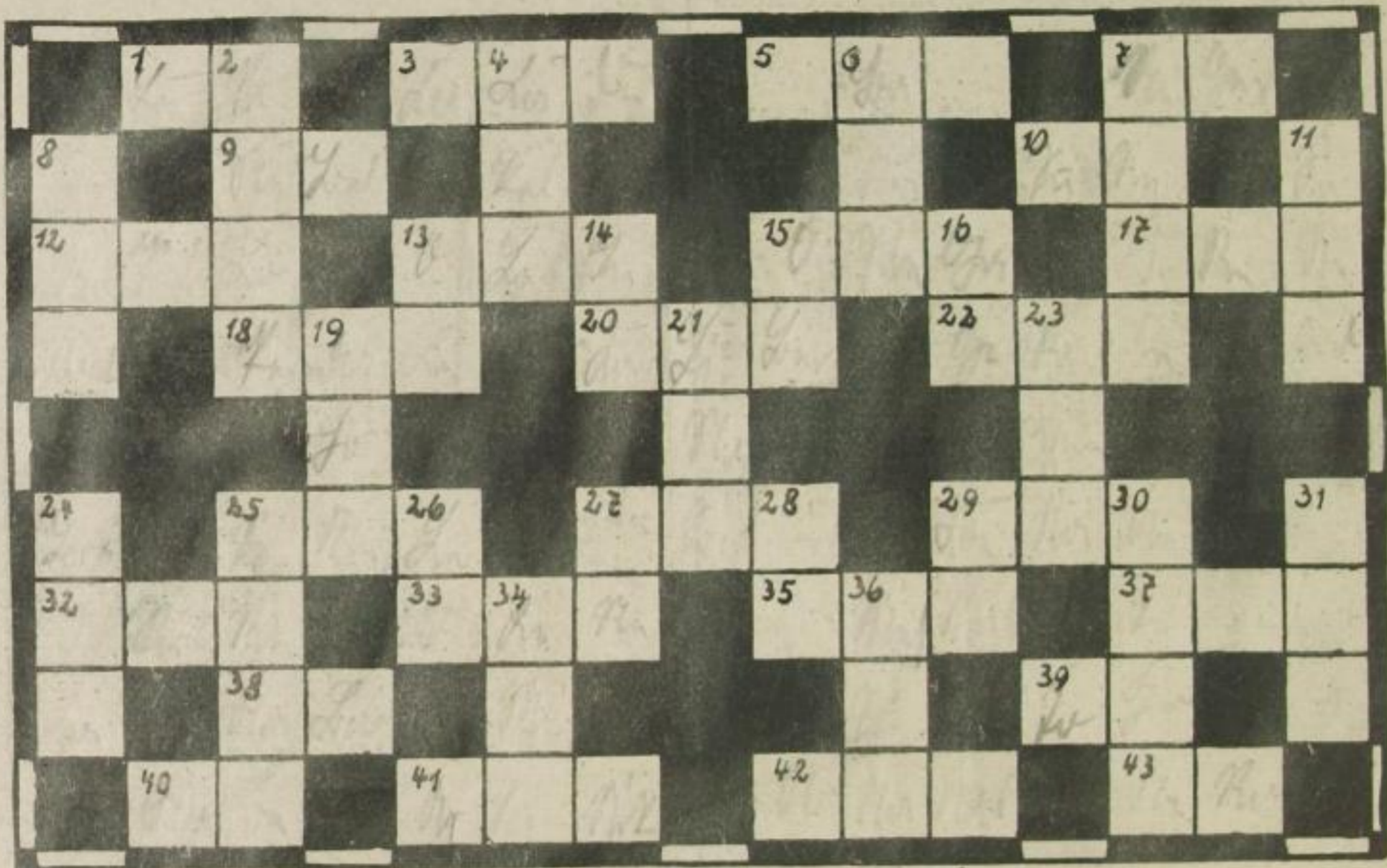
Magdeburg: Walter-Rathenau-Str. 60

München: Residenzstraße 10

Nürnberg: Lindenaststraße 29

Stuttgart: Birkenwaldstraße 103

Unser neues Silben-Kreuzworträtsel



In die freien Felder sind die Wörter so hineinzuschreiben, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt wird. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viel Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind.

Die Wörter bedeuten:

In den wagerechten Reihen:

- | | | |
|--------------------------|-----------------------------|--------------------------------|
| 1. Optisches Instrument | 47. Weiblicher Vorname | 35. Griechische Göttin |
| 3. Vogel | 18. Teil des Klaviers | 37. Päpstliche Krone |
| 5. Kleinkunsthöhne | 20. Geschützweite | 38. Reicher Mann |
| 7. Afrikaner | 22. Geometr. Linie | 39. Ehemalige deutsche Kolonie |
| 9. Naturerscheinung | 25. Griechische Göttin | 40. Teil des Beines |
| 10. Teil des Korans | 27. Asiatische Indogermanen | 41. Gift |
| 12. Stadt in Italien | 29. Land in Palästina | 42. Südfrucht |
| 13. Bestandteil des Oels | 32. Nebenfluß der Rhone | 43. Römischer Kaiser |
| 15. Fluß in Rußland | 33. Kampfplatz | |

In den senkrechten Reihen:

- | | | |
|---------------------------|------------------------------------|------------------------------|
| 2. Gemahlin des Odysseus | 15. Deutsche Spielkarte | 26. Biblische Frauengestalt |
| 4. Kleine Kirche | 16. Schauspielergehalt | 27. Indische Münze |
| 6. Südfrucht | 19. Französische Kolonie in Afrika | 28. Planet |
| 7. Meeresgöttin | 21. Insel bei Sizilien | 29. Haustier |
| 8. Berg in Armenien | 23. Stadt in Italien | 30. Tochter des Oedipus |
| 11. Fluß in Afrika | 24. Stadt in Rumänien | 31. Stadt in Rußland |
| 13. Nordischer Männername | 25. Komposition | 34. Wagenschuppen |
| 14. Ureinwohner Perus | | 36. Arabischer Wallfahrtsort |

Der „Uhu“, das neue Monats-Magazin, erscheint monatlich einmal. Zu beziehen durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste; ferner durch jede Buchhandlung und durch jede Ullstein-Filiale. — Anzeigenpreise nach Tarif. — Schriftleitung: Friedrich Kroner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich: Erwin Berghaus, Berlin-Wilmersdorf. — Für die Anzeigen: Willi Fuchs, Berlin-Neukölln. — In Oesterreich für die Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Ludwig Klinenberger, Wien. — Für die Tschechoslowakische Republik: Wilhelm Neumann, Prag. — Unverlangte Einsendungen können nur zurückgesandt werden, wenn Porto beiliegt. — Verlag und Druck: Ullstein, Berlin SW, Kochstraße 22-26.



Die richtigen Worte

in der richtigen Sprache sind
das Geheimnis des Erfolges

1000 Worte

die lustigen Sprachbriefe (Englisch, Französisch,
Spanisch, Italienisch) sind die wohlfeile Lehrmethode

für das praktische Leben

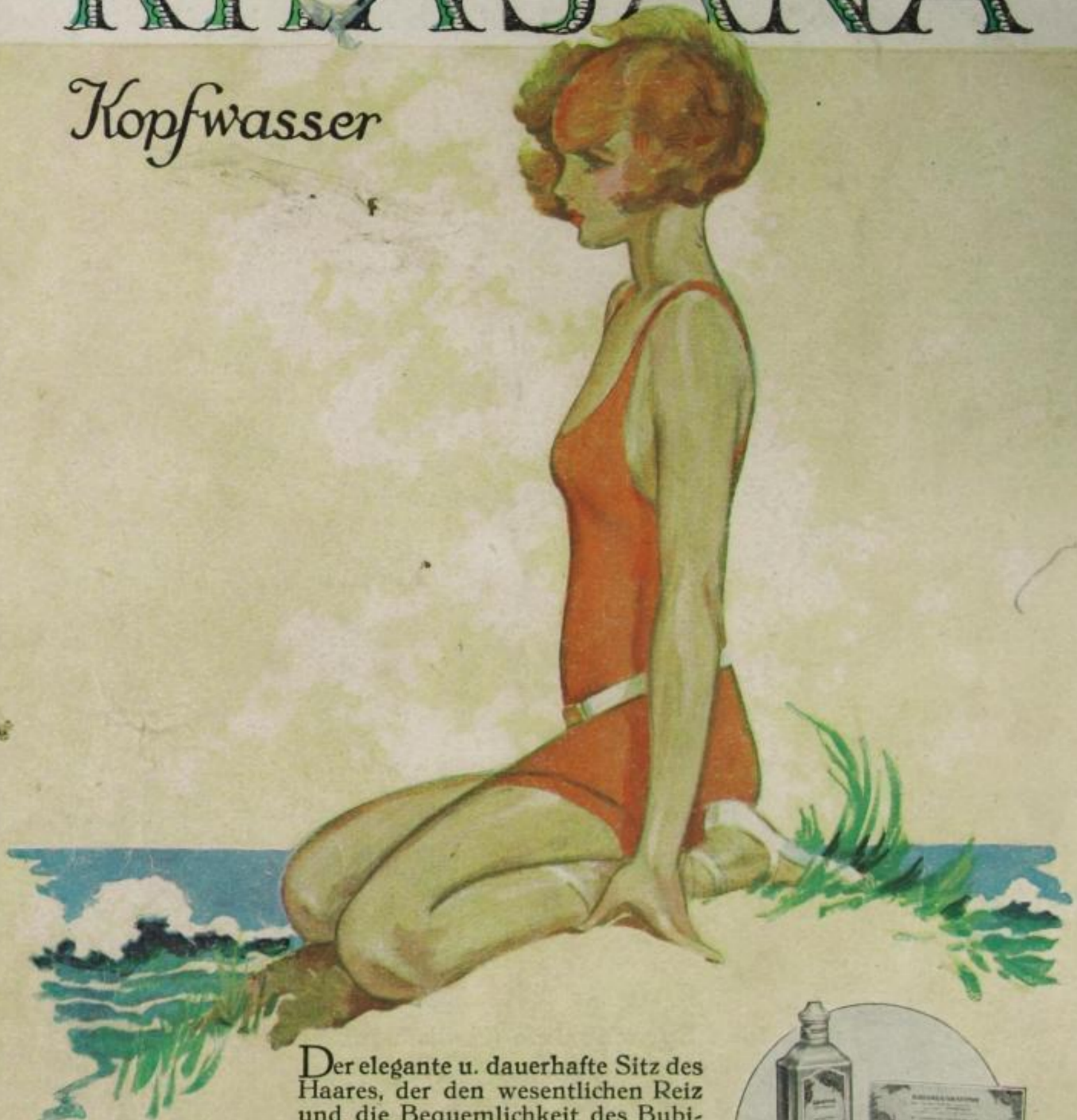
Jede Sprache 12 Lieferungen in Sammelmappe

1000 Worte Englisch	M 2,60
1000 Worte Französisch	M 2,60
1000 Worte Spanisch	M 2,60
1000 Worte Italienisch	M 3,50

Im Buch- und Zeitungshandel zu haben

KHASANA

Kopfwasser



Der elegante u. dauerhafte Sitz des Haares, der den wesentlichen Reiz und die Bequemlichkeit des Bubi-kopfes bedeutet, wird in unübertroffener Weise erreicht durch die Pflege mit Khasana-Kopfwasser. Es ist ein Mittel von besonderen Wert. "Khasana-Kopfwasser" reinigt und erfrischt die Kopfhaut, vermeidet Schuppenbildung und macht das Haar lose und duftig.



DR. M. ALBERSHEIM / FRANKFURT A. M.

Überall erhältlich!

KHASANA DAS UNVERGÄNGLICHE

Parfüm M 1.80, 2.-, 2.75, 3.-
Puder . M -.75, 1.80, 2.50
Compact Puder M 1.-, 1.75, 5.-
Talkpuder M 1.25

Hautcrème M -.60, 1.-, 2.50
Eau de Cologne
M -.90, 1.40, 2.40, 7.-
Kopfwasser M-.90, 2.50, 4.50 usw.

Brillantine M -.60, 1.-, 1.25, 1.50
Brillantine, flüssig klar M 1.50
Khasana-Superb,
der diskrete Farbstift M 1.25

Eine wöchentl. Waschung des Haares mit dem milden Khasana-Shampoo gibt ihm Weichheit und Glanz und den zarten Duft des unvergänglichen Khasana. - Hülse für 2 malig. Gebrauch M-.35 - Karton mit 6 Stück M 2.-
Nach dem Shampooieren empfiehlt sich die Anwendung von Khasana-Brillantine zum Glätten des Haares.